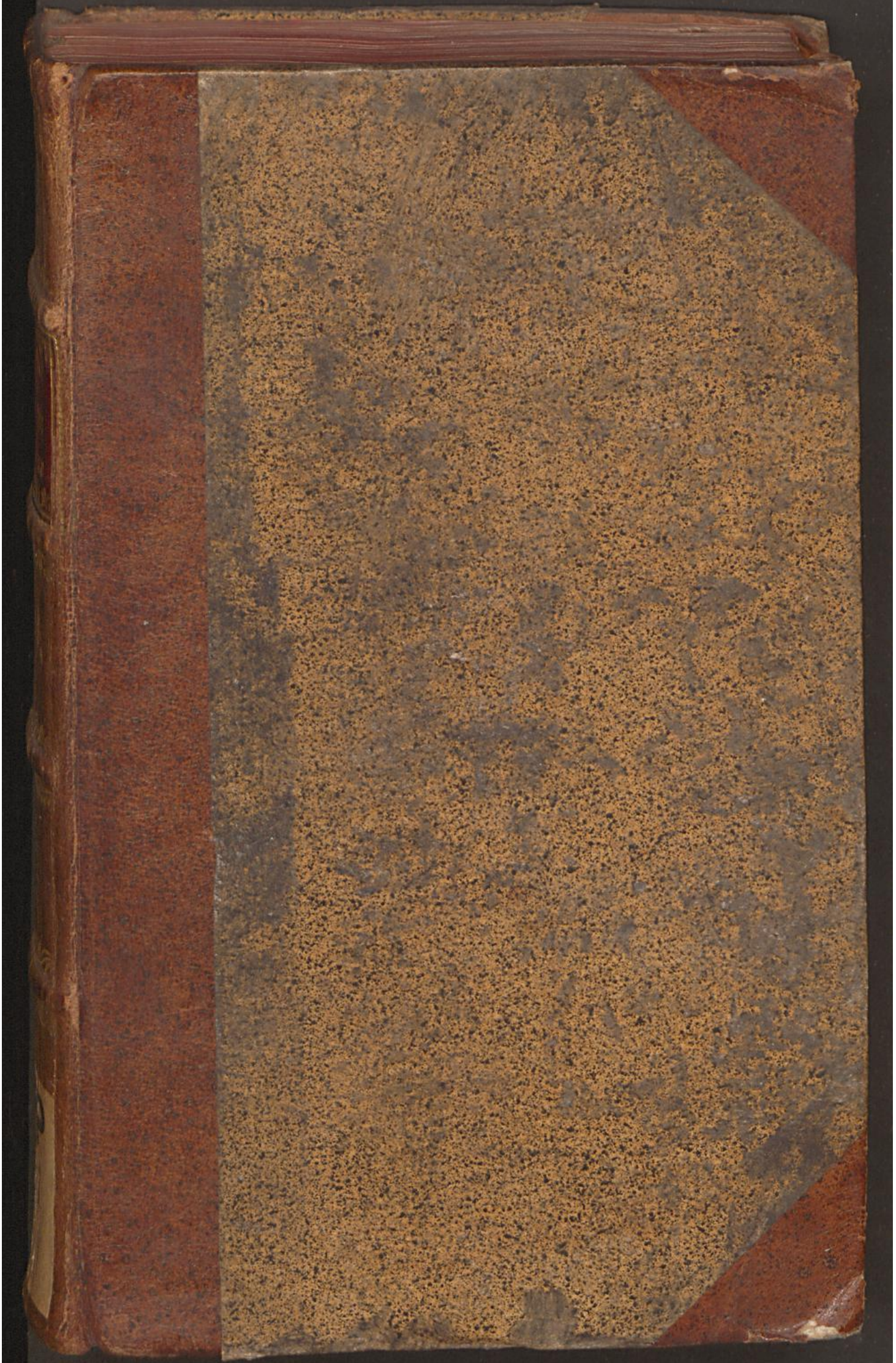


2 Lb.

PP. 201.(1)

Bibliothek der Philosophie und Litteratur

ÖFFENTL. BIBLIOTHEK ZU DETMOLD



Ersten Bandes erstes Stück.

Frankfurt an der Oder
Verlegts Carl Gottl. Strauß, 1774.

Bibliothek
der
Philosophie
und
Litteratur

ARMBOLDIEN
BIBLIOTHEK

Erstes Bändchen erstes Stück.

Frankfurt am Oder
Verlage Carl Gottl. Strauß. 1774.

Inhalt.

I. Ueber die Messiade Seite 1

II. Schüzze Schutzschriften für die alten deutschen und nordischen Völker. Erster Band 33

III. Camberts freye Perspektive 55

IV. Pindari Carmina, ex edit. Heynii 82

V. von Heß schwedisches Staatswerk 89

VI. Brandes Lustspiele. Erster Theil 98

VII. Küsters sittliches Erziehungslexicon 102

VIII. Briefe zur Bildung des Geschmacks. Sechster Theil 109

IX. von Hallers Alfred 117

X. Schreiben über die irländische Edda 123

XI. Poetische Blumenlese auf das Jahr 1774 136

XII. Paläphat von ausländischen Begebenheiten 143

XIII. Der Freund des Fürsten und des Vaterlandes 146

XIV. Götz von Berlichingen 150

XV. Oesfelds erzgebürgischer Zuschauer 153

XVI. Dietz von den Grenzen der körperlichen Welt 156

XVII. Fuchs von den Wochentägen 159

XVIII. Sulzers vermischte philosophische Schriften 161

XIX. Barkhausens Briefe über die Policey des Kornhandels 181

XX. Theoduli Ecloga. 184

Inhalt.

XXI. Heusingeri opuscula minora Seite 185

XXII. Tassins Geschichte der Congregation von St. Maur 186

XXIII. Zimmermann von der Einsamkeit 189

XXIV. Schütz Logik 191

XXV. Bemerkungen der Churpfälzischen ökonomischen Gesellschaft vom Jahr 1771 197

XXVI. Philosophische Abhandlung vom Verfall der Religion 200

XXVII. Ξενοκρατους περι της απο ενυδρων τροφης 202

XXVIII. Beaumont neuer Mentor 204

XXIX. Historische Aufsätze für die Jugend 207

Ausländische Litteratur.

1. Frankreich 209

2. Italien 216

3. England 219

4. Schweden 223

5. Rußland 231

Nachrichten 235

I. Ueber

I.

Ueber die Messiade.

Die Messiade ankündigen zu wollen, wäre eine Beleidigung für die ganze Nation, in deren Sprache sie geschrieben wurde. Sie ist das für die Deutschen, was die Ilias für die Griechen, und die Aeneis für die Römer sind; ein Werk, welches der Nachwelt zur Richtschnur dienen wird, die Natur des echten deutschen Geschmacks zu bestimmen, und die Deutschen den andern cultivirten Nationen Europens, wo nicht vorzuziehen, doch an die Seite zu setzen. Schon jetzt sind die Verdienste des Verfassers der Messiade von geprüften Kennern entschieden. Er hat unsrer Litteratur eine neue und originelle Wendung gegeben, er hat das Studium der Alten, welches unter uns eingeschlummert war, wieder belebt, und durch sein Beyspiel gezeigt, wie man ihre Schönheiten nutzen müsse, ohne ihr Nachahmer zu werden. Durch ihn hat unsre Sprache einen Reichthum, eine Stärke, einen Schwung bekommen, deren man sie nie fähig gehalten hätte. Er hat eine Menge von Köpfen ermuntert, auf seinem Pfade fortzuwandeln; und wenn gleich Dichterlinge, die zu einem so kühnen Unternehmen nicht Kräfte genug hatten, bald

ermattet niedersanken, bald seitwärts in Abgründe stürzten, so ist doch diese Nachahmungssucht für das Ganze nicht ohne Nutzen gewesen. Die Messiade macht Epoche im Geschmack der Deutschen; das ist unstreitig. Wenn es Deutsche gäbe, die sich mit ihrem Geschmack brüsteten, und doch ihre eigene Schätze nicht kennten, oder, von Vorurtheilen gefesselt, das gediegene Gold ihres Bodens verachteten, um auf fremden Boden Flittergold zu sammlen; wie undankbar wären sie gegen den ersten Dichter ihres Vaterlandes!

Bey allem dem dichtete Klopstock nicht für ganz Deutschland, so wenig als für ganz Deutschland Euler demonstrirte. Was vortreflich ist, erreicht man nie ohne Mühe; und wer würde da nicht gern Mühe anwenden, wo am Ende das edelste und reinste Vergnügen, welches Geister geniessen können, der Lohn ist? Freylich läßt sich ein episches Gedicht nicht so vor der Hand weglesen, als ein Liedchen. Das eine muß man studiren; bey dem andern kann man träumen. Wer in Gedichten nichts anders sucht, als Mittel sich zu amusiren — ein Wort, das unter uns eben so herrschend zu werden anfängt, als die Handlung, welche es bezeichnet — wer sie nur braucht, um eine leere Stunde auszufüllen; nun, der lese Kleinigkeiten und Tändeleyen. Auch daran hat Deutschland Vorrath. Ich tadle des Mannes Wahl nicht schlechterdings. Vielleicht suchte er nach schwerern Geschäften eine Lectur zur Erholung. Nur mache er seinen einseitigen Geschmack nicht zur Regel des Schönen überhaupt;

nur

nur verwerfe er das nicht, was er nicht versteht. Sollte dies nicht oft der Fall bey der Messiade gewesen seyn?

Wenn es also auch zu spät wäre, die Messiade anzukündigen, so ist es doch gewiß nicht zu spät, aus ihr zu lernen. Die Eingeweiheten in den Geheimnissen der höhern Dichtkunst haben keine Handleitung dazu nöthig; aber wie viele sind deren? Es giebt in Deutschland eine Menge von Liebhabern, die auch das epische Gedicht unsers Vaterlandes in ihre Lectur aufnehmen würden, wenn das schiefe Urtheil anderer sie nicht davon abschreckte; es giebt Leser, die sich erst bilden, und deren Geschmack Gefahr läuft, von der deutschen Männlichkeit auszuarten, und auf Spielwerke zu verfallen, wenn er nicht bey Zeiten die wahre Richtung erhält; es giebt Freunde unsrer Litteratur, die, ihres Berufs wegen, dieselbe nur als eine Nebensache treiben können. Sollte es bey diesen zahlreichen Klassen von Lesern überflüßig seyn, das National-Gedicht der Deutschen zu zergliedern, die Schönheiten desselben, in seinem Ganzen, in seinen einzelnen Gedanken, und in seiner Sprache zu entwickeln, daraus den eigenthümlichen Charakter des Dichters zu zeichnen, und dann vielleicht noch einen flüchtigen Blick auf die angenommene Theorie des epischen Gedichts zu werfen, um zu untersuchen, in wie fern dieselbe durch die Messiade bestätigt, oder abgeändert ist?

Ich folgte mit unverwandtem Auge dem Sänger des Messias vom ersten Entstehen seines Gedichts durch einen Zeitraum von beynahe dreyßig

Jahren bis an den Schluß desselben. Nun bin ich an dem Ziel, wohin er mich zu führen versprach, und überschaue mit inniger Freude den Weg, den ich an seiner Hand durchwandelte.

— — Der sündigen Menschen Erlösung
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,

das wars, was der Dichter zu singen versprach, und was er auch wirklich geleistet hat. Von dem innern Leiden des Messias am Oelberge zwey Tage vor seinem Tode fängt die Handlung an, und wird bis zur Erhebung desselben auf den Thron der Gottheit durch zwanzig Gesänge hingeführt. Die erste Hälfte derselben, in zwey Bänden, enthält die Begebenheiten bis an den Tod des Messias, und könnte für sich schon als ein Ganzes angesehen werden, wenn nicht die Absicht des Dichters, von der Vollendung des Erlösungswerks auf Erden zu singen, es nothwendig gemacht hätte, in den zwey letzten Bänden auch die Begebenheiten zu erzählen, die sich von dem Tode des Messias bis zu seiner Himmelfahrt zutrugen.

In der Erzählung selbst, und in den wesentlichen Theilen derselben folgt der Sänger aufs genaueste der biblischen Geschichte. Die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfoderte es, sich auf keine Weise von der strengsten Wahrheit zu entfernen. Daß der Messias am Oelberg sich noch einmal zur Erlösung des menschlichen Geschlechts weihet, daß seine Leiden daselbst ihren Anfang nehmen, daß ihn Ischariot verräth, daß er das Abendmahl

ein-

einsetzt, darauf über den Kidron nach Gethsemane geht, von neuem und immer stärker leidet, während daß seine Jünger schlafen; alsdenn von den Abgeschickten des Synedriums unter Anführung des Judas gefangen genommen, zum Hannas, Kaiphas, Pilatus und Herodes geführt, vom Petrus verläugnet, endlich vom Pilatus, der vortheilhaft von ihm dachte, sich aber durchs Geschrey der Juden übertäuben ließ, zum Tode verurtheilt wird; stirbt u. s. w. das ist die Geschichte der Bibel, und auch der Grundstoff der Messiade. In so fern war der Sänger derselben blos Erzähler; Dichter wurde er durch die Ausbildung des Grundstoffs.

Das erste Merkmal des Genies sind Erfindungen, und die kluge Wahl in ihrer Vorstellung ist das Werk eines richtigen Geschmacks. Nicht leicht hat ein Dichter diese beyden wesentlichen Stücke des poetischen Charakters in einem höhern Grade, und in einem schönern Ebenmaaße besessen, als Herr Klopstock. Seine Materie nicht allein im Ganzen zu übersehen, sondern auch jeden einzelnen Theil derselben anschauend in völliger Klarheit zu denken; seiner Aufmerksamkeit nichts entwischen zu lassen, den kleinsten Vorfall zu nutzen, auch da noch tausend Ideen zu unterscheiden, wo das gemeine Auge kaum eine einzige gewahr wurde; einen unfruchtbaren Stoff zu beleben, oder aus unbeträchtlich scheinenden Vorfällen große, rührende Scenen auszuspinnen; bey dem höchsten Fluge der dichterischen Phantasie doch nie die einmal gesteckten Gränzen zu überschreiten, bloß aus den Quellen zu schöpfen, die

mit seinem Grundstoff homogen waren, keine merkwürdige Begebenheit, oder Person oder Stelle der heiligen Bücher ungenutzt zu lassen, die ganze Bibel, möchte ich fast sagen, in die Messiade zu bringen, und dann jeden Theil doch nur immer da anzubringen, wo er natürlich hinzugehören schien, und wo er die stärksten Wirkungen thun mußte — das würden ohngefähr die Grundzüge seyn, wenn man das dichterische Verdienst des Sängers der Messiade, in Rücksicht auf die Anlage des Ganzen, bestimmen wollte.

Das Gedicht ist der Beweis meines Urtheils. Es ganz durchzugehen, wäre für meine Absicht zu weitläuftig. Nur von einer oder zwey Seiten kann ich es betrachten. Den Lesern, die ich ihm wünschte, — wenn ich so glücklich seyn sollte, ihre Aufmerksamkeit zu erregen — will ich das angenehme Vergnügen gern gönnen, bey einer jeden wiederholten Lectur selbst noch neue Beweise zu finden.

Keine Begebenheit kann ohne Personen, die daran Antheil nehmen, sie entweder hindern, oder befördern, oder wegen des Erfolgs interessirt sind, ausgeführt werden. Sollen wir uns ein Bild von der ganzen Handlung machen, so müssen wir die handelnden Personen kennen lernen; nicht durch Schilderungen, die gleichsam statuenmäßig nach der Reihe hingepflanzt sind; sondern durch Thaten, und lebende Bilder. Der Dichter hat gegründeten Anspruch auf unsre Bewunderung, der die Kunst versteht, in dem Fortgange der Erzählung — nicht bloß die Hauptperson zu individualisiren;

denn

denn ein so einfacher Zweck erfodert noch eben keinen hohen Flug von Genie — uns alle Nebenpersonen durch Handlung und Gespräch und Thätigkeit kenntlich zu machen, jedem seine abgezeichnete Rolle anzuweisen, und in derselben ihn stets zu erhalten; nicht bloß contrastirende Charaktere gegen einander zu setzen; welches mit leichterer Mühe geschehen kann; sondern auch ähnliche Charaktere durch Abstuffungen oder Zusätze anderer Eigenschaften zu unterscheiden, und überhaupt von jeder wichtigern oder unwichtigern Person, die in seiner Geschichte vorkömmt, unsrer Imagination ein so bestimmtes Bild darzustellen, als wir es nur von Menschen, mit denen wir durch — längern oder kürzern — Umgang bekannt geworden sind, zu machen pflegen. Welch ein Auge des Genies, welche Stärke der Urtheilskraft, was für tiefe Menschenkenntniß gehört nicht zu einer solchen Charakterzeichnung! Hr. Klopstock besaß sie in ihrem ganzen Umfange. Götter, wenn ich so sagen darf, und Menschen, wirkliche und erdichtete Personen sind nach gleichen Gesetzen stark und richtig entworfen, und stehen ganz da.

Von der Hauptperson des Gedichts werde ich im folgenden bequemer reden können. Auch kann ich nicht alle Nebenpersonen, die darinn vorkommen, anführen. Ihrer ist eine unendliche Menge; und in der Mannigfaltigkeit der Züge, wodurch eine jede, wenn sie gleich übrigens unbeträchtlich ist, ihr ganzes volles Daseyn erhält, zeigt sich eben das schöpferische Genie des Dichters. Nur derer will ich erwähnen,

wähnen, welchen nach dem Inhalte der Begebenheit und dem daraus angelegten Plan die zweyten Rollen zukamen. Die Jünger z. B. werden uns gleich in den ersten Gesängen durch einzelne Züge bekannt gemacht. So sagt Raphael zum Messias vom Johannes, den er in der vergangenen Nacht bewachet hatte; Ges. II. S. 36.

Seinen eröfneten Geist umschatteten heilige Träume,
Träume von dir. O hättest du ihn da schlummern gesehen,
Als er dich, Göttlicher, sah! Ein heiliges Frühlings-Lächeln
Füllte sein Antlitz. — — —
Doch jetzt ist er dort unten in traurigen, nächtlichen Gräbern
Und klagt einen besessenen Mann, der im Staube der Todten
Fürchterlich bleich, wie ein bebend Gebein herüber gestreckt liegt.
Jesus, du solltest ihn sehn, du solltest den zärtlichen Jünger
Neben ihm voll mitleidigen Kummers und Wehmuth erblicken,
Wie vor Menschenliebe sein Herz ihm erbarmend zerfließet,
Wie er bebt.

Vollständig und nach der Natur gezeichnet, den biblischen Nachrichten genau entsprechend lernen wir die Jünger insgesamt im dritten Gesange aus den Unterredungen ihrer Schutzengel kennen; und wem konnte der Dichter besser die Beschreibung auftragen, als diesen Schutzengeln? Seine Kunst zeigt sich

sich besonders hier in der Zusammenordnung der Charaktere. Sie sind so gestellt, daß sie durch Schatten und Licht einander erheben. Je weiter die Beschreibungen fortrücken, desto mehr werden sie ausgebildet. Lebbäus muß allen Lesern von zartem Gefühl Thränen entlocken, und Ischariot ängstliche Wehmuth. Mit dem Johannes schließt der V. durch eine angemessene Dichtung.

So wie wir die Jünger einmal kennen, so bleiben sie sich durch das ganze Werk gleich. Der Grundriß scheint in allen den verschiedenen Situationen durch, worinn wir sie wieder antreffen. Z. B. bey der Kreuzigung, im neunten Gesange, unter andern in dem vortreflichen Auftritte zwischen Lebbäus und Petrus, S. 95. Eben so nach der Auferstehung, im letzten Bande der Messiade; oder die Versammlung nach dem Begräbniß Jesu, im dritten Bande. Auch in den kleinsten Zügen vergißt sich der Dichter nicht. Nur ein Beyspiel zur Erläuterung. Wie die Nachricht von der Auferstehung des Messias zu den Jüngern gekommen war, so eilten Johannes und Petrus zum Grabe. Jener,

gelegt erblickt er die Leinen,
Aber er gieng voll unentschlossenen Kummers und Ehrfurcht
Nicht hinein. Nun kam auch athemlos Petrus, und eilte,
So wie er kam, in das Grab.

Ges. XIV. S. 144.

Drückt hier nicht jedes Wort die ganze Seele der beyden Jünger aus? Ueberhaupt ist der Vierzehnte Gesang in dieser Absicht vortrefflich. Hier handelt jeder genau nach dem Charakter, unter welchem er uns im vorhergehenden bekannt gemacht worden war. Besonders zeichnet sich Thomas aus. Schon im Dritten Gesange, S. 82. hieß es von diesem Jünger:

Stets entwickelt sein Geist aus Gedanken, Gedanken Ihr Ende
Findet er oft nicht, wenn sie sich vor ihm, wie Meere, verbreiten.
— — — — Doch würd' ich mich seinetwegen noch öfters
Zärtlich bekümmern, hätt' ihm zu dieser denkenden Seele
Nicht die Natur ein redliches Herz und Tugend gegeben.

Und gerade so finden wir ihn im vierzehnten Gesange wieder. Treffender kann kein hypochondrischer Rechtschaffener in Gespräch und Handlung gesetzt werden. Jeder Einwurf, jede Frage, selbst jedes Stillschweigen zeigt uns seine ganze Seele. Und dann das Gebet, welches der Dichter ihn thun läßt, S. 174. um seine ganze Seele auszuschütten; wie dichterisch, und wie lehrreich zugleich! Aus den tiefsten Falten des menschlichen Herzens entwickelte hier die Einbildungskraft des Dichters eine der schönsten Nebenscenen seines Werks. Wie genau er mit der Natur des Zweifels bekannt seyn mußte, das lehren uns verschiedene untergeordnete Charaktere im ganzen Gedichte. Im einzelnen zeigt es unter andern auch folgende Stelle eben dieses vierzehnten Gesanges S. 163.

Wenn ich mit stiller Betrachtung es überdenke; so glaub' ich!
Aber wenn mich die Angst der Hofnung und Furcht und Erwartung,
Wenn die Freud' ihn wieder zu sehn, (das ist Freude der Himmel!)
Ungestüm mich ergreifen, und meine Seele durchbeben,
Wenn sie in mir der Wahrheit Stimme betäuben; so zweifl' ich.

In einem ganz andern Ton, aber mit eben der Richtigkeit sind die Charaktere der gefallenen Engel gezeichnet. Hier konnte sich der Sänger der Messiade noch mehr als Dichter zeigen. Er hatte nichts weiter vor sich, als die Idee von Geistern, die Feinde des Ewigen waren. Diese Idee mußte durch sein Genie befruchtet werden, wenn sie eine so reiche Erndte hervorbringen sollte. Die Grundlage bey allen den gefallenen Engeln, die er uns zeigt, ist einerley, und mußte einerley seyn; starke Geisteskräfte, Wuth der Leidenschaften, Haß gegen Gott. Aber diese Züge auszubilden, in verschiedenen Graden darzustellen, mit Eigenschaften von ähnlicher Natur zu verbinden, das war das Geheimniß, wodurch der Dichter einerley Grundstoff zu mannigfaltigen Gestalten formte. Satan zeichnet sich durch Hochmuth und Troß aus, besonders in der Rede, Ges. II. S. 50. f. Ein paar Stellen mögen zum Beyspiele dienen. Gleich im Anfange heißt es:

Eh soll die Hölle vergehn, eh soll der seine Geschöpfe,
Der vor diesem einmal im nächtlichen Chaos gebaut hat,

Um sich vernichten, und wieder allein in der Einsamkeit wohnen,
Eh er über die sterblichen Menschen die Herrschaft uns abzwingt.

Und zum Schluß, S. 56.

Gott muß entweder jetzt, da ich hier bin, den fliehenden Erdkreis
Nebst ihm (dem Messias) und dem Geschlechte der Menschen gen Himmel erheben:
Oder ich führ es aus, was ich mächtig bey mir beschlossen.
Er soll sterben! So wahr ich des Todes Erhalter und Schöpfer
Unbezwingbar die Zukunft der Ewigkeiten durchlebe.
Er soll sterben! Bald will ich von ihm den Staub der Verwesung
Auf dem Wege zur Hölle, vorm Antlitz des Ewigen, ausstreun.
Seht den Entwurf von meinem Entschluß. So rächet sich Satan!

Abramelech, der nächste nach Satan, boshafter als dieser und verdeckter, hat schon lange den heimtückischen Entschluß gefaßt, Satan vom Thron zu stürzen, ihn noch einmal mit Gott in Krieg zu verwickeln, und dann auf seinen Ruinen sich zu erheben. Seine wahren Gesinnungen drückt er unter andern S. 60. aus.

Komm, komm, Satan! wir wollen den kleinen, niedrigen Geistern
Unsern furchtbaren Arm durch Unternehmungen zeigen,
Die, wie ein Wetter, auf einmal sie blenden und niederschlagen.

Komm!

Komm! Labyrinthe verborgener List, verwirrt zum Verderben,
Zeigen sich mir. Der Tod ist darinn. Kein öfnender Ausgang
Und kein Führer soll ihn den Labyrinthen entreissen.

Moloch, ein kriegerischer Geist, S. 47.

Von seiner tönenden Rüstung
Dunkel, wie der Donner von schwarzen Wolken, umgeben,

thürmt auf seinen Gebirgen neue Berge zusammen, um sich zu vertheidigen, wenn Jehovah in die Hölle käme, sie einzunehmen.

Wenn er alsdenn die neuen Gebirge
Auf die Höh, dem Gewölbe der Höllen entgegen gethürmt hat,
Steht er in Wolken, und wähnt, indem ein zertrümmerter Berg noch
Forthallt, er donnr' aus den Wolken.

Belielel, ist in trauriger Stille bemüht, die Gegend des Fluchs nach den Welten des Schöpfers umzuschaffen, und den furchtbar brausenden Sturmwind der Hölle in einen kühlenden Zephyr zu verwandeln. Magog, der Bewohner des todten Meeres

Voll von Rachsucht will er die Hölle,
Braucht er auch Ewigkeiten dazu, doch endlich vernichten.
Itzo, da er das Trockne betrat, da warf er verwüstend
Noch mit seinen Gebirgen ein ganzes Gestad in die Tiefe.

Der

Der verächtlichste unter allen, selbst Satan und der Hölle verächtlich, war Gog. Fern beym untersten Pöbel stand er, und führte die Gottesleugner an.

Daß es alles ein Traum sey, ein Spiel verwirrter Gedanken,
Was sie im Himmel gesehen, Jehovah erst Vater, dann Richter,
Das zu wähnen, reizten sie, krümmten und wanden sich wütend.
Satan sah sie mit Hohn; denn mitten in seiner Verfinstrung
Fühlt er doch noch, daß der Ewige sey.

Wie stark sind alle diese Charaktere ausgezeichnet! Nicht durch Schilderung, sondern durch die Handlungen, in die sie gesetzt werden. Ein einziger Zug zuweilen stellt den ganzen Geist dar.

In dieser Kunst, durch einzelne Züge ganze Seiten der Personen zu zeigen, ist der Dichter unübertreflich. So lernen wir z. B. den Pilatus kennen; im Fortgange der Handlung, unvermerkt, bloß durch einzelne abgebrochene Worte und Bewegungen. Nie konnte der dramatische Dichter, oder der Moralist den kriechenden Hofmann besser vorstellen. Ges. VII. S. 32. ff.

Jener entartete Römer, ein weicher Kenner der Wollust,
Stolz und grausam dabey; doch klug genug, von der Römer
Alten Gerechtigkeit einige Minen zu zeigen.

Ganz kurz fragt er die Juden, was ihr Anbringen sey?

Er sprachs mit Hoheit, und schaute
Mehr auf Jesum, als auf die Versammlung.

Die Juden bringen ihre Klage weitläuftig an,
Aber Pilatus lächelte.

Der Pharisäer Philo dringt in ihn durch neue Klagen. Während derselben hatte Pilatus Jesum genau beobachtet, und bewunderte ihn insgeheim.

Du hörst die mächtige Klage,
Und doch schweigst du? Vielleicht willst du vor dieser Versammlung
Dich nicht vertheidigen? Komm!

Im Richthause antwortete Jesus auf die Fragen des Pilatus, und sagt zuletzt: er sey zur Erden gekommen, die Menschen Wahrheit zu lehren.

Hier bricht Pontius ab, und sagt mit der Mine des Weltmanns,
Die kurzsichtig, doch lächelnd, des Ernstes Sache verurtheilt,
Was ist Wahrheit?

In diesen Gesinnungen zeigt sich Pilatus durch den ganzen Fortgang der Handlung, die aus der biblischen Geschichte bekannt ist; recht zu thun, so lange es mit dem eigenen Interesse bestehen kann, aber Recht und Wahrheit aufzuopfern, sobald die Vertheidigung derselben ihm von fern mit Gefahr droht. Auf den letzten Zuruf der Juden: Lässest du diesen los, so bist du des Kaisers Freund nicht, ward Pontius

erbittert, und, da er, was edlers zu wagen,
Sich zu klein fühlt, spottet er ihrer. Sie aber umringten Jesum,

Jesum, und führten ihn stolz im wilden Triumphe zum Tode.
Und der furchtsame Römer entschlich zu seinem Pallaste.

Noch muß ich einen, nach dem Leben entworfenen Charakter anführen, den vom Pharisäer Philo, der eine Hauptrolle bey der Gefangennehmung und Hinrichtung des Messias hat. Wer so glücklich wäre, noch nicht einen blinden Eiferer zu kennen, der seine Menschensatzungen für Offenbahrung hält, und Gott durch die Verfolgung Andersdenkender einen Dienst zu thun glaubt, indessen daß in seiner Brust die heftigsten Leidenschaften kochen, der dürfte sich nur mit dem Philo bekannt machen. Wie abscheulich wird uns nicht der Mensch schon gleich durch den Anfang seiner ersten Rede; Ges. VI. S. 13.

Bringet ihn näher, und bindet ihn fester. Doch eh wir ihn richten,
Hebt auf heilige Hände zu Gott, daß er endlich sein Urtheil
Ausgesprochen, und uns nicht länger durch Schweigen geprüft hat.
Höre ferner der Deinen Gebet! u. s. w.

So hatten wir ihn schon im Anfange des vierten Gesanges kennen gelernt, und mit ihm den Kaiphas, Gamaliel, Nikodemus und Joseph, die theils durch Abstuffungen, theils durch Gegensätze eine vortrefliche Gruppe machen. Ich erinnere mich, ehedem irgendwo die Anmerkung gelesen zu haben, daß Nikodemus und Joseph, den biblischen Nachrichten zuwider, jener zu muthig und dieser

dieser zu furchtsam handelten. Damals kam mir dieselbe sehr scheinbar vor; aber jetzt glaube ich, eben in dieser Vorstellung die Kunst des Dichters zu bemerken. Nikodemus war furchtsam, das ist wahr, wie er zum Messias gieng. Das sagt uns die Bibel von ihm, und weiter nichts. Sollte mit dieser Nachricht nun nicht die Dichtung sehr wohl bestehen können, noch mehr, ist es nicht höchst wahrscheinlich, daß die Unterredung des Messias mit dem Nikodemus auf das Herz des letztern mächtig gewirkt, ihm alle Zweifel benommen, und ihn zu einem entschlossenen öffentlichen Verehrer des Erlösers gemacht habe? Der Dichter selbst giebt davon einen Wink, (Ges. IV. S. 117. 118.) und nun ist mir der Muth des Nikodemus nicht allein natürlich, sondern ich halte auch die ganze daraus entstehende Situation für eine von den schönsten der Messiade.

Wenn dem Dichter ein Charakter weniger gelungen zu seyn scheint, so ists etwa der vom Ischariot. Zwar die Beschreibung von diesem Jünger, die sein bisheriger Schutzengel macht, (Ges. III. S. 86.) ist sehr ausdrückend; aber die Entwickelung seiner schändlichen That, die Verführung dazu, das Brüten über derselben, die Gedankenreihe und Farbe, die ganze innere Seele scheint mir — nach meinem, dunkeln, Gefühl — nicht so genau getroffen zu seyn. Es kam hier nicht auf Imagination, sondern auf Empfindungen an; und der ganze Charakter war dem Sänger der Messiade zu

fremde, als daß er sich in denselben hätte hineindichten können.

Eine andere Seite, von der die Messiade im Ganzen einen Rang unter den ersten Werken des Genies behauptet, sind die Zwischenscenen, welche die Haupthandlung durchflechten, ihr eine angemessene Dauer geben, und sie in einem stärkern Lichte zeigen. In der Art derselben sowohl, als in ihrer Behandlung glaube ich eins von den eigenthümlichen Merkmalen zu finden, wodurch Herr Klopstock sich von allen epischen Dichtern unterscheidet. Sein Genie ist unerschöpflich in Erfindungen; und sie sind insgesammt so nahe mit dem Stoffe der Messiade verwandt, und mit so vieler Schicklichkeit gerade da, wo sie hingehörten, angebracht, daß sie, ohnerachtet ihrer Mannigfaltigkeit und ihres verschiedenen Tons, doch gleichsam Theile der Hauptbegebenheit werden.

Von der Art ist die Dichtung des Abbadona. Der Grund derselben war weiter nichts, als das speculative Problem über die Seligkeit der gefallenen Engel. Ein sehr trockener Boden! Scholastiker konnten allenfalls auf demselben Materie zu Spitzfindigkeiten sammlen; aber ein Geist, wie Klopstock, gehörte dazu, um ihn zu einer so vortreflichen Dichtung urbar zu machen. Sein Abbadona, ehemals ein vertrauter Freund des Seraph Abdiel, und mit ihm zugleich erschaffen, ließ sich von Satans Empörung betäuben und fortreissen. Aber bald folgte Reue auf diesen Fehltritt. So sehen wir ihn durch die ganze Messiade. Schon im

zweyten

zweyten Gesange kommt er vor, da Satan die ganze Hölle wider den Messias versammlete. Auch Abbadona war in der Versammlung; aber (S. 58.)

Jammernd und in sich verhüllt, denkt er an diese Geschichte
Seiner einst heiligen Jugend, und an den lieblichen Morgen
Seiner Schöpfung zurück.

Er hörte mit Schauer Satan reden, trat öffentlich auf, und widerrieth das Vorhaben, den Messias zu tödten. Wie Satan und Adramelech zur Ausführung ihres Anschlags die Hölle verliessen, folgte er ihnen von fern. Beym Ausgange traf er den Abdiel an, der ihn aber keines Anblicks würdigte. Er jammert über sein Schicksal:

— — — O dürft' ich es wagen,
Ohne zu zittern, ihn Schöpfer zu nennen, wie willig und gerne
Wollt' ich alsdenn den zärtlichen Vaternamen entbehren,
Mit dem seine Getreuen, die Engel, ihn kindlicher nennen.
O du Richter der Welt! Dir darf ich Verlohrner nicht flehen,
Daß du mit einem Blicke mich nur, im Abgrund hier, ansähst.
Finstrer Gedanke, Gedanke voll Quaal! Und du, wilde Verzweiflung!
Wüte, Tyranninn, ja wüte nur fort! . . . Wie bin ich so elend! . . .
Wär' ich nur nicht! u. s. w.

Er schliest endlich mit dem Wunsch der Vernichtung. Von einer Sonne sieht er eine dampfende Welt, die schon ihrem Untergange nahe ist; er stürzt sich auf sie, um mit ihr zu vergehen; aber er vergeht nicht

und senkte, betäubt vom ewigen Kummer,
Wie ein gebeinvoller Berg, wo vormals Menschen sich würgten,
Im Erdboden versinkt, langsam zur Erde sich nieder.

Im fünften Gesange (S. 173.) kommt Abbadona nach langem, vergeblichem Suchen an den Oelberg, wo der Messias mit innern Leiden kämpfte. Noch hatte er ihn nicht gesehen:

— — — Ich bin unwürdig, dein Antlitz,
Ach, unwürdig, die Blicke zu sehn, mit welchen du lächelst,
Bild der Gottheit, unsterblicher Mensch! du erlösest nur Menschen!
Mich erlösest du nicht! Du hörst die jammernde Stimme
Meiner Ewigkeit nicht! Ach, du erlösest nur Menschen!

Zuerst fand er den Johannes, hielt ihn für den Erlöser, wurde aber bald durch einige Worte des Petrus aus seinem Irrthum gerissen. Er hörte von fern eine traurige, klagende Stimme. Vielleicht ein Sterbender!

— — — Ach, Blut des Erschlagnen!
Furchtbares Blut des unschuldigen Manns! auch du bist ein Zeuge
Wider mich vor jenem Gericht, das Erbarmung nicht kennet.
Auch ich habe zum Tode die Kinder Adams verleitet!
Blut! — —

Endlich

Endlich erblickt er jemand von fern, betend auf dem Antlitz liegen. Er geht um ihn herum. Gabriel tritt hinzu; Abbadona bebt zurück; zugleich wird er die himmlischen Schaaren gewahr, die alle auf den Betenden herabsehen

Und der Verworfne schauert' und senkte Blicke der Ohnmacht
Auf den Messias.

Jetzt erkennt er ihn;

Wenn du bist des Ewigen Sohn; o Sohn! so entflieh ich,
Daß du nicht, wenn du mich siehst vor deinen Füßen hier zittern,
Gegen mich zornig erwachst, und auf deinen Gerichtstuhl dich hebest.
Aber du blickst mich nicht an! Doch kennst du mein innerstes Denken.
Darf ich diesen Gedanken hinauszudenken, es wagen,
Dessen erstes Zittern ich fühle? . . . Du wardst der Messias
Für die Menschen, und nicht der Messias der höheren Engel.
Ach, wenn du uns gewürdigt hättest, ein Seraph zu werden, u. s. w.
Ich bin ewig, wie er! was that ich, daß du den Sünder,
Nur den menschlichen Sünder allein, nicht den Engel versöhntest?
Zwar dich haßt die Hölle! doch ist dein Verlaßner noch übrig;
Einer, der edler gesinnt ist, und nicht dein Hasser, Jehovah!

Einer, der blutende Thränen, und Jammer, der nicht bemerkt wird,
Ach, zu lange vergebens, zu lange, Gott! vor dir ausgießt,
Satt, geschaffen zu seyn, und der bangen Unsterblichkeit müde.

Abbadona entfloh.

In den Tiefen der Erde, wohin er sich begeben hatte, um seinem Kummer nachzuhängen, fühlt' er das Erdbeben bey der Kreuzigung des Messias. Er muthmaßt, daß es eine Beziehung auf den Leidenden haben müsse, wünscht ihn noch einmal zu sehen, macht sich Einwürfe dagegen, die aus seinem Zustande hergenommen sind, und faßt zuletzt den Entschluß, als ein Engel des Lichts gestaltet, den Messias zu suchen. Er sah den Kreis der Engel, die ihn umgaben, und wurde von Schrecken befallen. Eloa, der erste unter ihnen, bemerkt ihn, hat Mitleiden, und läßt es zu, daß er sich nahen darf: die Engel werden ihn gewahr, und ohngeachtet er ihre Gestalt angenommen hatte,

so sahn sie die bange Verstellung,
Todtes Lächeln, und Glanz, der keine Seligkeit strahlte,
Tausendjährigen Gram, unüberwindliches Trauren
Abbadona! Sie liessen mit stillem Mitleid ihn fortgehn.

Er findet den Erlöser am Kreuze, und entsetzt sich; wünscht bey seinem Tode, als ein Opfer desselben, vernichtet zu werden.

Ach dann bin ich nicht mehr! dann fühl' ich der nächtlichen Qualen
Flamme nicht mehr! Ich war einmal! dann bin ich vergangen!

Aus

Aus der Wesen Reihe verlöscht! Auf immer vergangen!
Von den Engeln, von allen Erschaffnen, von Gott, vergessen!
Sieh, ich strecke mein Haupt, Gott, deiner Allmacht entgegen!
Würdige, Richter der Welt, mich, daß ihr geheimes Berühren,
Oder ihr fallender Blitz aus deiner Schöpfung mich tilge!

Wie er mit diesen betäubenden Gedanken sich quält, erblickt er seinen ehemaligen Freund Abdiel. Er wagts, ihn über den Tod des Messias zu befragen. Abdiel sieht ihn mit einem ernsten, von Wehmuth gemilderten Gesichte an, und sagt weiter nichts, als: Abbadona! Der Unglückliche fühlt alles, was in diesem Ton steckt, und entflieht.

Noch einigemal kömmt Abbadona, gleichsam beyläufig, aber gewiß zweckmäßig, vor. Z. B. im dreyzehnten Gesange (S. 120.), da er den Todesengel bittet, der Auferstehung des Messias beywohnen zu dürfen. Dieser erwiedert: er würde ihn doch nicht mit Entzückung und mit Wonne sehen können. Ach, antwortet er, feurig und mit Ungestüm:

Nicht, mit Entzückung!
Ach! mit Wonne nicht! allein nur sehen, nur sehen!

Eben so im sechzehnten Gesange (S. 149.), wo die ganze Hölle in Todtengerippe verwandelt wird; nur Abbadona nicht. Die Entscheidung seines Schicksals erfolgt im neunzehnten Gesange, wo Adam, der zu dem Messias gebetet hatte, ihm einige Fol-

gen der Versöhnung zu zeigen, am Schlusse des Gesichts, das ihm zu dem Ende bewilligt wurde, auch den Abbadona erblickt. Die Verworfnen wurden von den Todesengeln in die Wohnungen der ewigen Nacht geführt.

In einsamer Stille
Und mit sterbendem Blick starr in die Tiefe gesenkt stand
Abbadona. Ihm kam der Engel Einer des Todes
Immer näher und näher. Er sah den Cherub, und kannt' ihn,
Und erhub sich zu sterben.

In dieser Absicht betet er noch einmal; nicht um Gnade, sondern um Tod; klimmt an einen Felsen, und erwartet seine Vernichtung. Aber noch immer fühlt er, daß er ewig sey. Sein Gebet dauret fort. Endlich erschallt die Stimme des Richters:

— Komm! Abbadona, zu deinem Erbarmer!

Auf Flügeln des Sturms schwingt er sich empor. Abdiel, sein Freund, dringt durch die Gerechten ihm entgegen. Aber er reißt sich los aus seinen Umarmungen, sinkt zu den Füßen des Richters aufs Angesicht nieder, und bricht in Jubel des Danks aus.

Eben so durch die verschiedenen Auftritte der Haupthandlung verflochten ist die Geschichte der Portia. Das Genie des Dichters hat dieselbe aus der beyläufigen Nachricht der biblischen Erzählung ausgesponnen, da des Pilatus Weib ihm sa-

gen

gen läßt, er solle mit dem Gerechten nichts zu schaffen haben. Welch eine Kleinigkeit an sich! Aber für den Sänger der Messiade war sie der Keim zur Portia, und zu allen den interessanten Scenen, wo er diese würdige Römerinn auftreten läßt. Die Kunst des Dichters, seine Personen jederzeit am schicklichsten Orte anzubringen, fällt bey der Portia noch mehr in die Augen, als beym Abbadona. Im sechsten Gesange hat sie ihre Hauptrolle. Die schöne, weibliche Seele blickt allenthalben hervor. Kaum hatte sie die Nachricht von der Gefangennehmung des Messias erhalten, so eilte sie, den großen Propheten endlich einmal zu sehn. (S. 12.)

Sie sah den erhabenen Mann, mit Bewundrung, Heiß von Erwartung, und froh, daß er vor seinen Verfolgern,
Und des Todesurtheils gezücktem Schwerte, so ruhig Dastand.

Nachher wurde sie den Streit des Petrus am Feuer gewahr, und befürchtete, daß man ihn auch gefangen nehmen würde. (S. 16.)

Ihn sandte vielleicht des Bedrängten Mutter, und flehr' ihm
Hingesunken in Thränen vor ihm, daß er gieng', und vom Tode,
Ach! vom Tode! den Besten und Liebsten der Söhne befreyte.
O, wie wird sie vor Schmerz, die liebenswürdige Mutter
(Liebenswürdig ist sie, sonst hätte sie ihn nicht gebohren,

Diesen Weisen) wie wird sie vor Schmerz und Jammer
versinken,
Wenn sie vernimmt, wie der wüthende Pharisäer ge-
redt hat!
Aber was ist es in mir, daß zu so zärtlichen Sorgen
Für die Unbekannte mein Herz mit Empfindungen
aufwallt,
Die ich niemals empfand? Sinds Wünsche, den Ed-
len gebohren,
Ihn der Erde gegeben zu haben? Dein Leben verflieſſe,
Mutter, zu glückliche Mutter! voll Stolzes auf ihn.
Dein Auge
Seh ihn nicht sterben! — —

Der Kummer der Portia wächst mit den Leiden des Messias. Sie bricht in ein, ihren Kenntnissen entsprechendes Gebet aus. (S. 23.) Z. B.

— Du aller Vater und Richter! o darf ichs dir
weinen,
Was mir meine Seele zerreißt? Was hat er ver-
brochen,
Dieser friedsame Mann, daß ihn Unmenschliche tödten?
Ist er dir so festlich, der Anblick, die leidende Tugend,
Gott, von deinem Olympus zu sehn? u. s. w.

Ein unnachahmlicher Auftritt ist der im siebenden Gesange (S. 41. f.) zwischen der Portia und der Mutter Jesu, die um Vorsprache beym Pilatus anhält. Er verdient ganz gelesen zu werden. Portia, die durch diese Unterredung noch aufmerksamer auf den Leidenden geworden war, hörte das Gerücht von der Auferstehung desselben, suchte Gewißheit darüber zu erhalten, und gieng selbst zum Grabmaal. (Ges. XV. S. 222 f.) Hier begegnen ihr

Rahel

Rahel und Jemina, Hiobs Töchter, welche mit andern erstanden waren, in der Gestalt von zwo Pilgerimen. Die Unterredung zwischen ihnen, und besonders jedes Wort der Portia ist ein voller Abdruck der Natur. Sie enden damit, daß sie niederknieen, und die Portia beten lehren. Ueberraschender und rührender konnte das Gebet des Herrn nicht in die Messiade eingeflochten werden. Portia war nun völlig von der göttlichen Sendung des Messias überzeugt, und hatte das Glück, seiner letzten Erscheinung beyzuwohnen. (Ges. XIX. S. 137.)

Je mehr das Gedicht sich seinem Ende nähert, desto langsamer rückt die Handlung fort, und mit desto mehrern Zwischenscenen unterhält uns der Dichter. Ob er daran gut that? Die Untersuchung gehört hier noch nicht her. Blos für sich, als Dichtungen, als Ausdrücke eines unerschöpflichen Genies, als Beweise des geläutertesten Geschmacks betrachte ich jetzt diese Zwischenscenen, und bewundere sie. Ganze Massen von Erfindungen treffe ich allenthalben an. Nicht leicht wird ein Name in der Bibel vorkommen, zu dem Herr Klopstock nicht die volle Person hinzugedichtet hätte. Selbst im eilften Gesange, der unter allen für Leser, die beständig Handlung verlangen, wohl der langweiligste seyn möchte, wird man doch die Kunst nicht verkennen, welche den einzigen Gedanken: ein auferstehender Gerechter, in so mannigfaltig abgeänderten Gestalten zu formen weis. Eben den reichen Vorrath von Ideen, mit

eben

eben dem richtigen und feinen Geschmack behandelt, und noch unterhaltender und interessanter vorgestellt, zeigt der **funfzehnte** Gesang, wo die Auferstandnen erscheinen, und ihnen selbst die Wahl überlassen wird, welchen Personen sie erscheinen wollen. Um es ganz zu kennen, mit was für einem Gefühl der Uebereinstimmung in den Gesinnungen die Auferstandnen ihre Wahl anstellen, und mit welcher Anziehungskraft ihre Unterredungen wirken, muß man bey jedem Auftritte die Personen des Dialogs besonders überdenken, und jedes Gespräch mehr als einmal lesen. So erscheint z. B. **Benoni**, der Knabe, den sein Vater, der besessene **Samma**, an einen Felsen geschmettert hatte, dem **Nephthoa**, einem von den Knaben, die Jesus einmals unter das Volk stellte. **Jedidoth**, der jüngste der sieben Söhne, welche mit ihrer Mutter den Märtyrertod starben, unterreden sich mit dem jugendlichen **Stephanus**. Den schwermuthsvollen, grübelnden **Beor** beruhigt **Hiob**, in der Gestalt eines Greises. **Moses** wollte dem **Saulus** erscheinen; u. s. w.

Eine der würdigsten Dichtungen ist wohl die im **achtzehnten** und **neunzehnten** Gesange. **Adam**, der mit andern Gerechten auferstanden war, und mit ihnen die Himmelfahrt des Messias erwartete, bat denselben, ihm die Folgen der Versöhnung zu zeigen. Seine Bitte wurde ihm gewährt. Er fällt in einen Schlummer, sieht den Tag des großen Gerichts, und erzählt sein Gesicht den Auferstandnen und Engeln. Wenn die Idee

an

an sich auch nicht neu ist, wenn gleich andere epische Dichter ähnliche Wendungen genommen haben, um zukünftige interessante Dinge vorzustellen, wie z. B. **Virgil** im sechsten Buche den **Aeneas** in die elisäischen Felder führt, damit er daselbst die Schicksale seiner Nation erfahren soll, oder **Milton** im Schlusse des **verlohrenen Paradieses** den **Adam** seine Nachkommen in einem Gesicht triumphirend erblicken läßt; wie sehr hat nicht **Klopstock Virgils** Erfindung veredelt! wie ganz Adams Gesicht im **Milton** umgeschaffen! Die Feyerlichkeit des Gerichts — die Personen, welche gerichtet werden — die Kläger, welche wider sie auftreten — die oft unerwarteten, aber stets mit dem feinsten Gefühl gesprochenen Urtheile — alle diese meisterhafte Ideen sind nicht entlehnt, sondern dem Sänger der Messiade ganz eigen. Oder, wenn man nicht das Ganze dieser Dichtung überschauen, sondern lieber einzelne Züge herausheben will, so sehe man S. 100. den fürchterlichen Auftritt des Religionsspötters, der nach erhaltenem Urtheil noch wagt, zu lästern, und Vernichtung zu fodern; und das Gegenbild der Eva S. 117. das so bedeutungsvoll ist, aber mit Fleiß von dem Dichter in Dunkelheit eingehüllt wurde.

Kleinere Zwischenscenen sind durch die ganze Messiade in Menge verstreut, und jede hat ihre besondern Reize. Das Genie, das aus den kleinsten Umständen Schönheiten zu entwickeln weis, zeigt sich allenthalben. Wie rührend z. B. wird nicht dadurch der gleichsam nur beyläufig angeführte

Vorfall

Vorfall im zwölften Gesange S. 79. da Nikodemus nach dem Begräbnisse Jesu die Dornenkrone in die Versammlung bringt!

Jammernd rufte die Mutter: die blutige Krone! — —
Und sie entriß sich der Haltenden Arm, nahm bleicher den Schleyer
Von dem Gesicht, und deckte damit die tödtende Krone,
Rang die Händ', und wankt', und stürzte zur Erde. Sie hielten,
Wie sie konnten, die Mutter, und sanken mit ihr! u. s. w.

— — Noch einmal sie sehen! warum, ach!
Brachtet ihr sie? Ich sah sie von seinem Blute starrend
Lang um sein Haupt! Allein der im Himmel wohnt, hat furchtbar
Seinen Bogen auf mich gespannt, und tödtlich Geschoß drauf,
Weh mir Armen! gelegt. Ich bin sein Ziel! Zum Verderben
Richtet er zu den flammenden Pfeil! — —

Nicht weniger rührend ist die unmittelbar darauf folgende Erzählung von dem Tode der Maria, Schwester des Lazarus. Sie ist etwas länger gerathen, aber gewiß nicht zu lang für einen Leser, der Empfindung hat, und nicht zu überzärtlich ist, den schönen Tod des Christen zu sehn.

Es

Es ist schwer, bey Beschäftigungen abzubrechen, die immer angenehmer werden, je länger man sie fortsetzt. Viele von den Materialien, die in das Gedicht verwebt sind, muß ich ganz übergehen; andere kann ich nur kurz berühren. Z. B. das Betragen des Cneus, wie der Dichter den Hauptmann nennt, der am Kreuze, und nachher auch am Grabe des Messias (wieder im Kleinen ein Zug des Genies!) die Wache hatte; und besonders den starken Monolog desselben (Ges. XIII. S. 112.) — Die unschuldige Liebe der Tochter des Jairus, Cidli, und des Jünglings von Nain, Semida, (Ges. IV. S. 131.) die sich mit der Verklärung der beyden Liebenden endet. (Ges. XV. S. 248. f.) — Eine andere Cidli, und ihr Gatte Gedor; ein Gemälde der innersten Empfindung! (Ges. XV. S. 212.) — Nephthoa, ein Knabe von acht Jahren; seine Denkungsart und seine Gebete. (Ges. XV. S. 199. f.) Er begleitet zum Tabor, des Messias Erscheinung zu erwarten, die Portia. (Ges. XIX. S. 136.)

Neben ihr spielte,
Streute Blumen ihr in den Weg der Knabe Nephthoa,
Junge Blumen, und Sprosse mit halbgebildetem Laube.
Vielmal sah er sie an, und lächelte vielmal ihr Unschuld.
„Portia, so ist der Weg zu dem Himmel, und ich bin der Engel,
„Der dich führet! —

Der

Der Messias erschien der Versammlung, betete und stärkte die Gläubigen. Als er sie verlassen hatte

Sahen sie nicht ferne von da, wo Christus sich wandte,
Und verschwandt, den Knaben Nephthoa, als schlummert' er, liegen:
Und sie wollten ihn wecken, allein der glückliche Knabe
War gestorben.

Doch genug von den Materialien des Werks, und von dem vorzüglichen und unerschöpflichen Genie des Dichters in seinen Erfindungen. Wie hat er nun dieselben ausgebildet?

(Die Fortsetzung künftig.)

II.

Gottfried Schützze, Doctors und Professors in Hamburg, der Academien der Wissenschaften zu Berlin, Kopenhagen und Paris Mitglieds, Schutzschriften für die alten deutschen und nordischen Völker. Der erste Band. Neue durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. Leipzig verlegt von Johann Friedrich Langenheim. 1773.

Der Herr Verfasser, der lange durch seine ausgebreitete Kenntniß in den nordischen Alterthümern bekannt, obgleich nicht so allgemein bekannt ist, als er verdient, sammlet in diesem Werke seine Schutzschriften für die alten Deutschen, die er schon vor mehrern Jahren einzeln herausgegeben, und die hier so wohl dem Wesentlichen, als dem Ausdruck nach, verbessert erscheinen. Es enthält dieser erste Theil diejenigen Schutzschriften, die sich auf die Religion der alten nordischen Völker beziehen; und die übrigen, die den sittlichen Charakter und die Kenntnisse unsrer Vorfahren betreffen, haben wir künftig zu hoffen.

Jeder, dem ein deutsches Herz in dem Busen schlägt, wird dieses Buch mit Vergnügen lesen, und den Verfasser wegen seines warmen Eifers für die Ehre unsrer Vorfahren, der aus jeder Zeile hervorleuchtet, lieben und hochschätzen.

Der in diesem ersten Theil enthaltenen Schutzschriften sind zwölfe. Wir werden den Inhalt von jeder anzeigen, und die uns hier und da aufgestiegenen Zweifel offenherzig, wie es einem Deutschen ziemt, entdecken.

In der ersten dieser Schutzschriften sucht der Herr Verfasser zu beweisen, daß die alten Deutschen weit vernünftigere Grundsätze in der Religion gehabt haben, als die alten Griechen und Römer. Er gründet seinen Beweis auf folgende drey Stücke: 1) Die Deutschen hatten keine so ungeheure Menge von Göttern. 2) Sie dichteten ihren Göttern nicht so ärgerliche Schandthaten an, und 3) befleckten sie ihren Gottesdienst nicht mit so schändlichen Gebräuchen. Der erste Satz wird durch einen Ausspruch des P. Barr in seiner deutschen Geschichte, und durch eine Stelle der Edda, wo auf das würdigste und erhabenste von Gott unter dem Namen Alfadur gesprochen wird, erwiesen. Diese Stelle verdient, daß wir sie unsern Lesern mittheilen, hier ist sie: „Der älteste unter allen Göttern wird ein allgemeiner Vater genennet. Dieser Gott lebt in Ewigkeit und regieret sein Reich; er beherrschet alles, so wohl das größeste als das kleineste, das höchste und das niedrigste. Er hat Himmel, Luft und Erde und alles, was darinnen ist, erschaffen. Und was das wichtigste ist, so hat er auch den Menschen gemacht, welchem er eine Seele verliehen, die immer leben und niemals sterben wird; ob gleich der Leib, als welcher der Verwesung unterworfen ist,

ein

ein Staub, oder durch das Feuer in Asche wird verwandelt werden. Mit diesem Gotte, werden wohlgesittete Menschen leben; sie werden in seiner Gemeinschaft an einem Orte seyn, welcher der Himmel genennet wird; dagegen werden die bösen Menschen nach der Hölle wandern müssen.„ Ein eifriger Verehrer der alten Griechen und Römer könnte zwar vielleicht einwenden, daß es bey ihren Weltweisen und selbst bey ihren Dichtern nicht an Stellen fehle, in denen auf eine eben so würdige Art von Gott gesprochen würde: allein, wenn auch einige Wenige dergleichen Begriffe gehabt haben, so waren sie doch keine allgemeine Grundsätze ihrer Religion, wie sie bey unsern Vätern waren; ein Vorzug, der in der That sehr wichtig ist. Was die Anzahl ihrer Götter betrifft, so war dieselbe freylich nur in Vergleichung mit der Anzahl der griechischen Gottheiten gering, und an und für sich selbst groß genug. Doch auch hier bleibt ihnen wenigstens der Vorzug, daß sie nie aus niedriger Schmeicheley offenbare Bösewichter vergöttert haben.

Der zweyte Punkt: Unsere Vorfahren dichteten ihren Göttern keine solche Schandthaten an, als die Griechen und Römer, ist nur verhältnißweise wahr, und beweist wenigstens, dünkt uns, nicht, daß sie vernünftigere Grundsätze in der Religion gehabt hätten, als jene.

Wenn sie ihren Göttern nicht gerade unnatürliche Laster andichteten, so dichteten sie ihnen doch ungereimtes und schändliches Zeug genug und gewiß

nicht weniger an, als die Griechen und Römer. Olaf Dalin, der berühmte Verfasser der schwedischen Geschichte, sagt selbst von den Göttern seiner Vorfahren:

Sie hatten nun angefangen, den Menschen gleich zu werden. Es war kein schönes Frauenzimmer, das man vor ihnen sicher hielte, keine Schwachheit, darein sie nicht fallen konnten, keine Uebelthat, zu welcher sie sich zu gut hielten. Er führt zum Beweis das drolligte Histörchen von Odin und dem Poetentrank an, den unser Herr Verfasser unten selbsten, obgleich etwas gemildert, erzählt, die Fabel von der Orvandelszähe, und die von Freyan, die in der That sehr wenig erbaulich sind, und dergleichen findet man in der Edda, und dem Saxo Grammatikus wohl mehrere. Eine Vorsehung und eine Unsterblichkeit der Seelen waren bey der Volksreligion der Griechen und Römer, eben so ausgemachte Wahrheiten als sie zweifelhaft bey ihren Philosophen waren, und also haben wohl die nordischen Völker hierinnen keinen Vorzug, als etwann, daß ihnen die Lehre von der Unsterblichkeit gegenwärtiger war, und das war auch kein Wunder, da sie beständig den Tod vor Augen hatten.

Den dritten Punkt, daß sie ihren Gottesdienst nicht mit so ärgerlichen Gebräuchen beflecket, hätten wir uns nicht getraut für unsere Vorfahren anzuführen; denn hierinnen, scheint es uns, sind sie nicht im geringsten besser, wenn man die Sache unpartheyisch und im Ganzen betrachtet, als die Griechen

chen und Römer, und in manchen Dingen wohl noch schlimmer. Daß selbst Wollust und Ueppigkeit ihren Gottesdienst schändete, davon ist das Julfest, das der Göttinn Freia zu Ehren gefeyert wurde, Zeuge. Doch wenn man ihnen auch auf dieser Seite gar keine Ausschweifungen vorwerfen könnte, so sind ihre unmenschlichen Grausamkeiten und Menschenopfer, die den Griechen und Römern nicht zur Last gelegt werden können, und die von den nordischen Nationen nicht zu läugnen sind, auf der andern Seite desto entsetzlicher und abscheulicher. Wenn man ferner den unbegränzten Aberglauben, der in ihrer Religion herrschte, die Mordsucht, die Zweykämpfe, die Rachkriege und Grausamkeiten, zu denen sie ihre Religion ordentlicherweise verpflichtete, bedenkt, so bleiben freylich noch viele Zweifel, ob sie einen so sonderlichen Vorzug vor der Religion der alten Griechen und Römer verdiene, als sie einseitig betrachtet zu verdienen scheint.

Zwote Schutzschrift: Beweis, daß viele Gottheiten den alten Deutschen fälschlich angedichtet worden. Nach einem kleinen Ausfall wider die Römer wird gezeigt, daß die Deutschen ihre Götter nicht aufgenommen, und daß man ihnen auch andere Gottheiten fälschlich angedichtet, welches ins besondere von der Irmensäule, Krodo, und dem Püster sehr gründlich bewiesen wird. Die Irmensäule war nichts anders als ein Siegeszeichen, bey dem die alten Deutschen die Siege des Herrmanns gefeyert, und das in der Folge aus Unwis-

senheit in eine Gottheit ist verwandelt worden; Krodo hat seine Existenz bloß einem gewissen Conrad Bothe zu danken, und Püstrich ist wahrscheinlicher Weise die Erfindung eines Mönchs, der diese Maschine zu Versuchen in der Chimie gebraucht, und geht unsere Vorfahren nichts an. Zuletzt wird noch der Verdacht abgelehnt, als wenn unsere Vorfahren Steine, Schlangen ꝛc. angebetet. Allenfalls hätten wir uns von dem, was hierüber gesagt wird, überreden lassen; allein wir müssen gestehen, daß dasjenige, was weiter unten in eben der Absicht gesagt wird, uns fast in diesem Verdacht bestärkt hat. Die eignen Worte des Herrn Verfassers sind: S. 246. „Wenn von den nordischen Völkern in einigen alten Denkmalen gesagt wird, daß sie die Steine als Orakel betrachtet und bey denselben geschworen haben: so ist dieses nicht so wohl von den Steinen selbst, als von den daselbst befindlichen Schutzengeln zu verstehen.“ Kann ich dieß nicht mit gleichem Recht von allen Völkern behaupten, daß sie die Götzenbilder, Steine ꝛc. nicht an und für sich, sondern als Sinnbilder, oder wegen der daselbst befindlichen Gottheiten angebetet? Und nun sehe man einmal die Stelle, die bey dieser Gelegenheit aus der Holmveria Saga angeführt wird: Indridus domi profectus Thorstenum ad fanum aduentantem exspectabat. Thorstenus adueniens fanumque intrans *coram lapide*, *quem* in fano stantem *colere sueuit*, *in faciem procubuit et orauit*. Indridus foris stans *hoc carmen in lapide cantari audiuit*.

In hac
vltima vice
morti vicinis pedibus
terram calcasti.
Certe enim antequam
sol splendeat,
animosus Indridus
odium tibi rependet.

Diese Stelle, sollten wir glauben, bezeugte doch klar genug, daß die alten Deutschen die Steine von Göttern oder Dämonen beseelt geglaubt, und sie als solche im eigentlichsten Verstande angebetet.

Die dritte Schutzschrift, welche Berichtigungen einiger historischen Unrichtigkeiten in Absicht auf die Religion der alten deutschen und nordischen Völker in Baumgartens Religionsgeschichte enthält, verdient wegen ihrer Bescheidenheit und Gründlichkeit ein besonderes Lob.

Die vierte Schutzschrift: von den Freygeistern der alten Deutschen.

Nachdem der Verfasser vorher den Vorwurf der Freygeisterey von den alten Deutschen und besonders von ihren Philosophen oder Druiden überhaupt abgelehnet, so giebt er doch zu, daß es unter den deutschen und nordischen Völkern einige gegeben.

Er theilt dieselben in zwey Hauptklassen, die subtilern und gröbern Freygeister, und jede Klasse wieder in drey Nebenklassen ein. Unter der ersten Klasse stehen diejenigen, die die Vielgötterey ver-

worfen und nur einen Gott geglaubt; die sich ein türkisches Schicksal eingebildet; und die Indifferentisten. Unter der zweyten Hauptklasse: die den Götzendienst verworfen, und sich bloß auf ihre Waffen verlassen; die die Götter geschmähet; und die den Göttern öffentlichen Krieg angekündigt. Von jeder dieser Klassen werden Beyspiele angeführt, und hier ist der Herr Verfasser so aufrichtig, auszurufen: Wahrlich! weder Rom noch Griechenland können uns so häufige Beyspiele darstellen, als die alten nordischen Reiche. — Es wird dadurch, (heißt es einige Zeilen darauf) die alte Beobachtung und alle Jahrhunderte hindurch bemerkte Erfahrung bestätigt, daß ein übertriebener Stolz und ein gebrandmarktes Gewissen, als die beyden fruchtbarsten Quellen der Freydenkerey, betrachtet werden müssen.

In der fünften Schutzschrift werden die Freygeister der alten und neuern Zeiten mit einander verglichen, und, worinnen sie einander ähnlich und unähnlich sind, gezeigt. Wenn dieser Abhandlung auch gleich der Tittel, Schutzschrift nicht zukömmt, so ist es doch eine nicht übel gerathne Satire, die ausser den starken Geistern selbst, nicht leicht jemand ohne Vergnügen lesen wird.

Die sechste Schutzschrift trägt die Lehre der alten deutschen und nordischen Völker von den Engeln vor. Unsere Vorfahren hatten, wie fast alle andere Nationen, Begriffe von den Engeln, wird mit Recht behauptet, und sie nennten dieselbe Alfen. Sie werden auch Disen genennet, und unter ihnen haben die Norner und Valkyrier einen höhern,

die

die Düerger hingegen, die Dusier und Trollen einen niedrigern Rang. In einer Note füget der Verfasser hinzu, daß sie auch Schutzengel hatten. Sie erklärten ihren Ursprung auf spinozistisch: Gott wäre durch die ganze Welt ausgegossen, und die Dämonen Theile von ihm gewesen. Ihre Gestalt beschrieben sie sehr schön, als reizende Jungfrauen, denen sie bald Schwanenflügel, bald Pferde beylegen. Sie hatten auch böse Engel, die sie schwarze Alfen nennten. Das Geschäfte der weißen Alfen war, die Befehle Gottes auszurichten und den Menschen so wohl auf Erden als selbst in der Walhalla zu helfen und zu dienen; so wie sichs hingegen die schwarzen Alfen äusserst angelegen seyn liessen, das Verderben der Menschen zu verursachen. Die Lehre von den Engeln hatte auf die Sitten unserer Vorfahren Einfluß, es ist nur zu bedauren, daß sie diese Lehre durch allerhand Aberglauben entstellten, indem sie theils den Engeln göttliche Verehrung erwiesen und ihre Orakel befragten, theils ein von den Engeln bestimmtes unbedingtes Schicksal glaubten und sich von der körperlichen Vermischung der Geister mit den Menschen sehr körperliche und wilde Begriffe machten. Am Ende bekennt der Verfasser offenherzig, daß eine Menge von läppischen Fabeln das ganze Lehrgebäude unsrer Väter abscheulich verunstaltet, er glaubt sie aber dadurch zu vertheidigen, daß es die Griechen und Römer nicht besser gemacht. Thorheit gegen Thorheit hübe sich da freylich gegen einander auf, und keine hätten den andern etwas vorzuwerfen; aber die Deutschen müßten

dann auch von ihrem Anspruch auf eine vernünftigere Religion abstehen.

Die siebente Schutzschrift sagt weiter nichts, als daß die alten Deutschen, wie alle andere Völker, geglaubt, daß ihre Götter auf die Handlungen der Menschen aufmerksam wären, und die Bösen bestraften, daß aber die Strafen auch durch Reinigungen und Opfer könnten abgewendet werden.

Es wird diese Abhandlung durch die Ausführung wichtiger, als sie bey dem ersten Anblick scheint, doch bleibt sie immer eine der am wenigsten beträchtlichsten, und der Titel einer Schutzschrift kömmt ihr auch wohl nicht im eigentlichsten Verstande zu.

Die achte Schutzschrift führt die Ueberschrift: Beurtheilung einiger abergläubischen und ängstlichen Aufmerksamkeit der alten deutschen und nordischen Völker bey entstandenen Mondfinsternissen.

Die alten Deutschen waren sehr große Verehrer des Mondes, weil sie ihn für einen sehr wichtigen von einem Schutzengel beseelten Himmelskörper hielten, und sie verstatteten ihm den größten Einfluß in ihre bürgerlichen Handlungen. Sie beobachteten die Verfinsterungen desselben mit vieler Aengstlichkeit, und suchten ihm mit vielem Geschrey zu Hülfe zu kommen. Man muß diese Gewohnheit nicht nach den Meynungen andrer Völker, sondern aus den einheimischen Zeugnissen selbst erklären. Diesen zu Folge glaubten die Deutschen, daß Sonne und Mond beständig von zwey fürchterlichen Wölfen

fen verfolgt und auch bey dem Umsturz des Weltgebäudes verschlungen würden. Aus dieser Verfolgung erklärten die Dichter den schnellen Lauf der Sonne und des Mondes; und die Besorgniß, daß diese beyden Himmelskörper von dem Wolfe würden verschlungen werden, war die Ursache des schrecklichen Geschreys, das sie bey einer Mondenfinsterniß erhuben.

Die neunte Schutzschrift rettet die alten Deutschen von einem Vorwurf der Grausamkeit, die sie gegen ihre Kinder sollen begangen haben, indem man ihnen nämlich nachsagt, daß sie ihre neugebohrnen Kinder in das Wasser geworfen, und aus dem Schwimmen derselben geurtheilt, ob sie ächte Kinder oder Bastarte gewesen. Der Herr Verfasser bemerkt, daß alle Zeugnisse von dieser Gewohnheit ausländisch sind, auf die man sich nicht verlassen könne, und macht es wahrscheinlich, daß ein Religionsgebrauch der alten Deutschen zu dieser üblen Nachrede Gelegenheit gegeben. Sie sahen nämlich die Reinigung durchs Wasser als ein wirkliches Aussöhnungsmittel an, und hielten ihre zartesten Kinder desselben fähig.

Die zehende Schutzschrift von der Entstehungsart des Erdbebens nach den Lehrsätzen der alten nordischen Völker. Man muß die Meynung der Dichter und Weltweisen dabey unterscheiden. Die Dichter erklärten es durch eine Fabel von dem bösen Lok. Es wurde dieser gefangen und ohne Barmherzigkeit in eine Höhle geschleppt. Seine Söhne Valus und Narus wurden in wilde

Thiere

Thiere verwandelt, und in diesem Zustand wurde Narus von seinem Bruder zerrissen. Mit den Eingeweiden des zerrissenen Narus banden die Alfen den Lok über drey sehr spitzige Steine, und über sein Haupt hiengen sie eine Schlange auf, deren Gift unaufhörlich in das Gesicht des armen Lok herabträufeln sollte. Seine Frau Signia aber fieng das Gift in ein untergehaltenes Becken, doch fiel es ihm ins Gesicht herab, so oft sie weggieng und das Becken ausleerte, wo sich denn Lok allezeit so schrecklich krümmte und drehte, daß daher die Erdbeben entstanden.

Wenn man diese Fabel abentheuerlich findet, so soll man sich nur, will der Herr Verfasser, an die ähnlichen der Griechen und der Römer erinnern, und dieß glaubt er, ist zur Vertheidigung der alten Deutschen genug. Die Druiden sahen die Erdbeben als göttliche Strafgerichte an, und glaubten, daß dereinst ein ausserordentliches Erdbeben dem Weltgebäude die ursprüngliche Gestalt eines unförmlichen Klumpens wieder geben würde.

Die eilfte Schutzschrift: von der Unbilligkeit der ersten Apostel des nordischen Christenthums gegen die celtische und nordische Sprache. Der Herr Verfasser schreibt es diesen Aposteln zu, daß so viele Wörter, mit denen unsere Vorfahren oft die würdigsten Begriffe verbanden, in der Folge so entehret, und gemißbrauchet worden sind. Er führet deren hier zwanzig an: Odin, Thor, Fan, Hela, Velleda, die Alfen, die Maren, die Trollen, die Zwerge, die Druiden,

die

die Runen, die Teidung, die Hexen, die Mezzen, die Mägde, die Huren, die Kerle, die Frohnen, die Schälke und die Minnenbrüder. Von jedem dieser Worte wird zuerst die ursprüngliche Bedeutung angegeben, und sodann, wie sie gemißbraucht worden sind, gezeigt. Wir haben in dieser Abhandlung besonders viel angenehmes, nützliches und zum Theil auch Neues gefunden, und der warme Eifer, mit dem der Herr Verfasser von unserer Sprache redet, machet seinem patriotischen Herzen Ehre, und hat ihn auch hier zu keiner Ungerechtigkeit verleitet.

Die zwölfte Schutzschrift enthält eine Beurtheilung der verschiedenen Denkungsarten bey den alten griechischen und römischen, und bey den alten deutschen und nordischen Dichtern, so wohl überhaupt, als auch ins besondere in Absicht auf die Götterlehre. Gleich im Anfange legt der Verfasser das aufrichtige Geständniß ab: „Fürwahr ich nehme für mich selbst die Bürgschaft nicht über mich, daß ich mich nicht unvermerkt durch den Strom meiner vormaligen Lieblings-Leidenschaften sollte fortreissen lassen. Man halte mir also diesen kleinen Eingang zu gute. Er soll wenigstens die Stelle einer Ehrenerklärung vertreten, daß ich es mit meiner Vergleichung so gar arg, und so gar ernstlich nicht gemeynet wissen wolle.„ Es wird sodann den Enkeln der Barden und Skalden ihre Gleichgültigkeit gegen die Dichtkunst ihrer Vorfahren vorgeworfen, und durch das Zeugniß der Ausländer beschämt, in welcher Absicht verschiedene Stellen aus den Alten, aus

dem

dem Toland (dessen Rechtgläubigkeit in diesem Stücke der Herr Verfasser schon an einem andern Orte gerühmt) und aus des Beaumelle Spectatrice Danoise angeführet werden. Die griechischen und römischen und alten nordischen Dichter kommen in vielen Stücken mit einander überein. Beyderseits schreiben sie die Dichtkunst einer göttlichen Begeisterung zu, und setzen ihr eigene Gottheiten vor; nur darinn unterscheiden sich die Deutschen, daß sie ihre höchste Gottheit, den Odin, selbst an der Dichtkunst Antheil nehmen lassen, um ihr einen desto größern Glanz zu geben. Auf beyden Seiten haben sie eine große Fertigkeit in einer geschickten Nachahmung, (die der Herr Verfasser nach dem Aristoteles als das Hauptwerk in der Dichtkunst annimmt,) bewiesen; uns sind die alten nordischen Dichter weniger schwülstig gewesen, und haben in mehr faßlichen Vorstellungen eine größere Herablassung verrathen. (Hier ist vielleicht gleich eine Stelle, wo man es so ernstlich nicht nehmen, und dem Verfasser das Vergnügen, seinem Patriotismus sich zu überlassen, gönnen muß. Bey kaltem Blut wird er, der eine so große Bekanntschaft mit den griechischen und römischen Dichtern zeigt, sein Urtheil wohl selbst nicht behaupten, und so wenig als wir, bey einem Homer, Virgil ꝛc. schwülstige und unfaßliche sinnliche Vorstellungen finden können. Wir wollen den alten Deutschen nicht eben hierinnen etwas zur Last legen, doch das glauben wir sicher behaupten zu können, daß sie hierinnen keinen Vorzug vor den Griechen und Römern haben. —)

Die

Die Deutschen eben so wohl als Griechen und Römer, sind eifrig gewesen, ihre Sprache auszuschmücken, nur hätten die Deutschen von der Majestät und dem Reichthum ihrer Sprache, und von dem witzigen Gebrauche der runischen Buchstaben mehr Vortheile zu erwarten gehabt. (Eine Sache, wovon sich auch nicht jedermann sogleich wird überzeugen können.) Auf beyden Seiten wußten sich die Dichter Bewunderung und Verehrung zu erwerben; nur gieng dieß bey den Deutschen noch weiter; die Hochachtung, die man ihnen erwieß, war allgemein, da man bey den Griechen und Römern hingegen nur einzelne Beyspiele antrifft. Auf beyden Seiten waren sie bedacht, das Geschlecht der Dichter und Dichterinnen (denn auch unsere Vorfahren hatten schon ihre Karschinnen) nicht aussterben zu lassen, nur bleibt hier den Deutschen der große Vorzug, daß sie die junge Brut der unzeitigen und unreifen Dichter in der ersten Geburt erstickten.

Man betrügt sich, wenn man glaubt, daß jeder bey den alten Deutschen ein Dichter werden konnte, und daß die Dichter bloß sich ihrem natürlichen Trieb überließen, ohne im geringsten von irgend einer Kunst zu wissen. Sie waren sehr sorgfältig in der Wahl derjenigen, die sie zu Dichtern bestimmten; gemeiniglich wählten sie nur die Söhne der vornehmsten Herren dazu, und ehe diese zu der erhabnen Würde eines Dichters gelangen konnten, mußten sie vorher durch das Auswendiglernen der besten Gedichte, und einen zwanzigjährigen Unterricht sich dazu geschickt gemacht haben. So eine

ernst-

ernsthafte Sache war es bey unsern Vorfahren um einen Dichter: allein sie sangen freylich auch nicht Kirschen noch Gedichte in Grecourts Manier. Das Lob der Götter und der Helden war der Inhalt ihrer erhabenen Lieder, und Religion und Tapferkeit einzuflößen ihr großer Endzweck. Sie hatten dieß mit den besten Dichtern der Griechen und Römer gemein, nur glaubt der Herr Verfasser, daß sie doch eine bessere Religion lehrten, als jene. Davon haben wir unsere Meynung bereits bey der ersten Abhandlung gesagt. Noch einmal wiederholt er, daß zwar die nordischen Dichter eben so wohl als die Griechen und Römer, das Wesen der Dichtkunst in etwas mehr als bloßes Silbenmaas gesetzt, daß sie aber doch bey alle dem sich von allem orientalischen Schwulst entfernet hätten, welches jene nicht gethan. Wir wissen in der That nicht, was wir hier denken sollen, oder was sich der Herr Verfasser für Begriffe von Schwulst macht. Wenn die Frage ist, ob Griechen und Römer oder deutsche und nordische Völker der orientalischen Dichtungsart näher kommen, so dünkt es uns so augenscheinlich, daß man dieß von den letztern behaupten müsse, daß wir gar nicht sehen, wie man nur daran zweifeln kann. Der Herr Verfasser würde auch gewiß mit uns einerley Meynung seyn, wenn er dieß nicht seinen Deutschen für nachtheilig hielte. Allein auf diese Gefahr könnt' ers nur immer seyn lassen, und es uns vor der Hand auf unser Wort glauben, daß es den nordischen Völkern nicht die geringste Schande macht, mehr den feuerreichern

Orien-

Orientalern, als den kühlern Griechen und Römern ähnlich zu seyn.

Tausendfältig, und wahr, und heiß! ein Tümmel! ein Sturm!
Waren die Töne für das vielverlangende Herz!

Die Griechen und Römer, sagt der Hr. V., mischen ohne Unterlaß Götter und Musen in ihre Gedichte ein ꝛc. Die Barden und Skalden aber, welche keinen Parnaß, keinen Pegasus kennen, und aus keiner Hyppokrene trinken, entfernen sich von allem orientalischen Schwulst. Keine Musen, keine Hyppokrene hatten die Barden und Skalden freylich nicht, aber einen Braga und einen Mimer, welches so ziemlich auf eins herauskömmt, und mit Einmischung ihrer Mythologie sind sie gewiß nicht sparsamer gewesen, als Griechen und Römer. Der Herr Verfasser nenne uns doch ein einziges Ueberbleibsel der alten skaldischen Dichtkunst, das nicht von ihrer Fabellehre strotzt? Wir kennen in der That keines.

Nachdem der Verfasser bisher die Dichter der Griechen und Römer mit den Dichtern der nordischen Völker verglichen, so kömmt er nun auf ihre Mythologien, und man kann sich schon voraus denken, daß die ersten schlecht dabey wegkommen werden. Wenn Jupiter, sagt unser Herr Verfasser, die Handlungen der Sterblichen genau beurtheilen will, so muß er eine mühsame Pilgrimschaft übernehmen: die Skalden aber haben ihrem Odin einen erhabenen Thron im Himmel, den sie Hlidskial

nennen, erbauet, von welchem er die ganze Welt mit einem Blick übersehen konnte. Die Pilgrimschaft des Jupiters sucht der Herr Verfasser mit ein Paar Stellen aus dem Ovid zu beweisen; allein wenn Ovid dieß ein paarmal vom Jupiter sagt, ist es drum die Folge, daß Jupiter allezeit diese Reise nothwendig thun mußte, wenn er sich von den Handlungen der Menschen unterrichten wollte? Lassen ihn wohl Homer und Virgil eben so beschwerliche Reisen thun? Und überdieß, hat Odin dergleichen Reisen nicht auch gethan? Diejenige, die er mit Loke und Hänur (Edda Myth. 69. 70.) gethan, sieht der, die Ovid erzählt, ziemlich ähnlich, und macht den nordischen Göttern nicht einmal so viel Ehre. — Der Frigga, zumal wenn von der ältern Frigga die Rede ist, und sie von der Freya unterschieden wird, wollen wir den Vorzug vor der Juno gerne zugestehen. Daß Thor, wenn er seine Feinde strafen wollte, nicht so viel Umstände gebraucht, als Jupiter, der sich erst die Donnerkeile vom Vulkan dazu mußte schmieden lassen, wollen wir ihm auch herzlich gerne als einen Vorzug einräumen: aber wenn die griechischen Götter einmal vor den Titanen haben fliehen müssen, so ist es ihnen doch nicht so erbärmlich gegangen, als es den deutschen Göttern beym Untergange der Welt gehen wird. Bey den Fabeln vom Regenbogen, der Entstehung der Sonnen- und Mondfinsternissen, von den Winden ꝛc. wüßten wir eben nicht, warum die Deutschen besser seyn sollten: Die von der Entstehung der Erdbeben hat mit der griechischen Fabel

die

die größte Aehnlichkeit, und wir sehen nicht, worinn der Vorzug der ersten bestünde, ausser daß sie um ein gut Theil gräßlicher und ekelhafter ist, und die Begriffe der Deutschen von den Belohnungen und Bestrafungen nach dem Tode, denen der Griechen und Römer so weit vorziehen, muß man, glaub' ich, so sehr für seine Vorfahren eingenommen seyn, als der Herr Verfasser, und eben so entschlossen seyn, sie in Allem so über Griechen und Römer triumphiren zu lassen, als sie mit dem Schwerdt in der Faust über sie triumphirten. Der rechtschaffenste Mann bey den Deutschen, wenn er nicht ein Krieger war, hatte wenigstens sehr schlechte Aussichten in die Ewigkeiten. Wenn er auch einst im Gimmle seinen Lohn hoffen konnte, wo blieb er indeß, bis die Gimmle angieng? Auch gehört nothwendig ein ganz alter Deutscher dazu, den Meet von der Ziege in Walhalla und das Klopffechten daselbst besser und angenehmer zu finden, als Nektar und Ambrosia und die Freuden Elysiums.

Was die Sittenlehre betrift, so glaubt der Hr. Verfasser, daß die romanenmäßige Sittenlehre der Griechen und Römer, nicht mit der Sittenlehre der alten Deutschen in Vergleich komme. Die Barden und Skalden waren die Censoren ihres Volkes, und ihre Gedichte hießen Gesetze. Ueberdieß kann man ihnen die niederträchtigen Schmeicheleyen nicht vorrücken, deren sich Griechen und Römer schuldig gemacht haben. Ihr Lob war Wahrheit und krönte nur das Verdienst, daher kam es, daß ihre Gedichte die Glaubwürdigkeit der

Geschichte hatten. Das Laster hingegen straften sie an den mächtigsten Prinzen mit einer Freymüthigkeit und Kühnheit, die in unsern Tagen fast unbegreiflich ist. Man muß die Götter ehren, man muß das Böse meiden, man muß Tapferkeit beweisen, dieß waren die drey Hauptgrundsätze der Druiden, und die drey wichtigen Lehren, die die Barden und Skalden in allen ihren Liedern einzuschärfen sich angelegen seyn ließen, und sie haben ohnstreitig keinen geringen Antheil an den großen und tapfern Thaten unserer Vorfahren. Zum Schluß wünscht der Herr Verfasser, daß man endlich einmal die gehäßigen Vorurtheile gegen die Dichtkunst des deutschen und nordischen Alterthums ablegen, und daß die neuern Dichter den Barden und Skalden mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen möchten. Er bezeugt endlich seine Freude darüber, daß dieser sein Wunsch, den er schon vor einigen Jahren gethan, durch die Bemühungen unserer heutigen Dichter erfüllt worden, und gedenkt dabey seines Freundes, des Herrn von Gerstenberg, mit allem gebührenden Lobe. Wir wunderten uns, daß wir bey dieser Gelegenheit Klopstocken, den Stolz unserer Nation, mit keiner Silbe erwähnt fanden, doch vielleicht wollte der Verfasser lieber gar nichts von diesem unsterblichen Barden sagen, als zu wenig, und dieß können wir nicht anders als billigen; denn daß er ihn oder seine großen Verdienste besonders auch in dem Punkte, wovon die Rede ist, hätte verkennen sollen, läßt sich gar nicht vermuthen.

Dieß wäre also der Inhalt eines Buches, das wir ungeachtet der Anmerkungen, die wir gegen eines und das andere geäussert, für ein sehr schätzbares und angenehmes Geschenk von dem Verfasser ansehen. Wären die Schutzschriften, die es enthält, bloße redneriſche Deklamationen, so würden wir unsere Anmerkungen für sehr überflüßig halten: da sie aber im Ernste beweisen sollen, so hielten wir es für unsere Schuldigkeit, dasjenige offenherzig zu sagen, was allenfalls gegen die Gründlichkeit der Beweise von einem, der die Sache unpartheyisch und mit kaltem Blute betrachtet, eingewendet werden könnte, und hoffen, daß der Herr Verfasser unsere deutsche Freymüthigkeit uns nicht übel nehmen wird. Wo wir uns geirrt haben, sind wir eben von ganzem Herzen bereit, unsern Irrthum einzugestehn, und dem Herrn Verfasser alle mögliche Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Was die Sprache dieses Werks betrifft, so scheint sie uns körnigt, warm und treuherzig, wie sie sich in dem Munde eines Vertheidigers unserer Vorfahren schickt. Daß der Herr Verfasser zuweilen auch witzig und scherzhaft seyn will, wer wollte ihm das nicht zu gute halten? Aber doch müssen wir gestehen, daß wir wünschten, er möchte es lieber nicht seyn wollen, und seiner guten, treuherzigen Biedersprache nie untreu werden.

Wegen der so sehr gehäuften Noten und Citationen, entschuldigt sich der Verfasser selbst in der Vorrede. Wir geben ihm vollkommen Recht,

daß wir glauben, der Liebhaber der deutschen Alterthümer werde ihm dafür Dank wissen, auch selbst wenn er sie für allzusehr gehäuft und zum Theil für entbehrlich hält. Nur dieß können wir nicht billigen, daß öfters eine und dieselbe Stelle zwey und mehrmal mit denselben Worten ganz angeführt wird, wie z. E. die Stelle aus Toland, die von dem Ursprung des Erdbebens aus der Edda und andere mehr. Wir wünschen übrigens, daß der Herr Verfasser uns bald mit der Fortsetzung dieser lesenswürdigen Schrift beschenken, und auch seine übrigen kleinen Schriften, die die Alterthümer unserer Vorfahren betreffen, sammlen möge, da sie zum Theil nirgends mehr zu bekommen, und doch der Erhaltung so würdig sind.

III.

J. H. Lamberts freye Perspektive, oder Anweisung, jeden perspektivischen Aufriß von freyen Stücken und ohne Grundriß zu verfertigen. Erster Theil, zwote Auflage, Zürich bey Orell, Geßner und Comp. 1774. Zweyter Theil, Ebend.

Der erste Theil ist freylich der eigentliche Körper der Wissenschaft. Der zweyte enthält nur wichtige Anmerkungen und Zusätze zu diesem ersten Theile, und ist schon 1759 beynahe in derselben Gestalt an eben dem Orte und in eben dem Verlage heraus gekommen. Es scheint also, als wenn wir hier etwas sehr überflüßiges thäten, wenn wir von dem ersten Theile eine weitläuftige Anzeige beybringen wollten. Wenn das Buch gut und brauchbar ist: so werden wohl mehr als ein Dutzend Jahre es zureichlich bekannt gemacht haben, und daß eine zweyte Auflage veranstaltet worden, scheint dieses zu bekräftigen. Wir leugnen keinesweges die Bedingung. Wir können mit allem Recht sagen, daß es in seiner Art vortrefflich ist. Aber genug bekannt ist es wohl in der That noch nicht. Schriften, welche mit einer solchen Gründlichkeit und tiefen Einsicht geschrieben sind, als die Werke des großen Lambert, brauchen Zeit, sich durch das Vorurtheil durch zu arbeiten, als wären sie zu dunkel,

und enthielten lauter Spekulationen. Bey aller Liebe der jetzigen Zeiten zum Neuen, reizen die neuen Entdeckungen und Aussichten von der Art, wie sie das gegenwärtige Werk enthält, doch nur sehr wenige Leser. Die meisten wollen ja Neuigkeiten wissen, um davon sogleich schwatzen zu können, und dazu sind nun die mathematischen Neuigkeiten nicht gemacht: besonders wenn sie von keinem Schwätzer vorgetragen werden. (Denn sonst giebt es, unter uns gesagt, auch mathematische Schwätzer, welche in mehrern Bänden so genannte neue Wissenschaften vortragen, und auf jedem Blatte mit vielem Pompe versichern, daß sie nun etwas ganz nagelneues und ausserordentliches aus dem Schatze ihrer Wissenschaft und Erfahrung vortrügen; sed parturiunt montes.)

Aus vorher angeführten Ursachen glauben wir, berechtiget zu seyn, bey der neuen Auflage des Lambertischen Werkes auch von dem ersten Theile das nöthige zu sagen. Der Gegenstand, mit welchem Herr Lambert hier umgehet, gehört meiner Meynung nach völlig in die Gränzen unserer Bibliothek. Denn die Perspektive ist eine auf den sichersten Gründen gebaute Theorie eines Theils der bildenden Künste, und die Theorien des Geschmacks verdienen einen desto höhern Rang, je mehr sie sich ihrem Muster nähern. Herr Lambert hat auch so gar einmal in seiner Phänomenologie die Zeichnung des Scheins, wozu außer den bildenden Künsten, Redekunst und Dichtkunst gewiß gehören, sehr schön dadurch erläutert, daß er die Regeln der Perspektive auf sie ebenfalls anwendet, oder wie er es nennet, tran-

transcendent machet. Eine Aussicht, wodurch die Bekanntschaft mit der mathematischen Perspektive unsern Aesthetikern noch mehr empfohlen werden könnte — — Aber wir haben ja außerdem allen mathematischen Schriften, welche einen solchen Stempel führen, als die gegenwärtige, einen Platz in unserer Bibliothek so gut als andern philosophischen Schriften bestimmt. Wir glauben, daß die Mathematik ein sehr wesentlicher Theil der Philosophie sey, ob wir gleich wohl wissen, daß man in unsern erleuchtetern Zeiten ein Plato seyn könne, ohne Geometrie zu verstehen. Wie verschieden! Vormals konnte man kein Schüler des Plato ohne dieselbe werden.

Doch wir kommen zu unserm Buche selbst. Wir haben uns vorgenommen, beyde Theile zugleich so durchzugehen, wie wir in dem zweyten Beziehungen auf den ersten finden. Wir werden Stellen, welche sich wegen ihrer Neuheit und vorzüglichen Brauchbarkeit auszeichnen, zu bemerken suchen, wenn wir gleich nicht immer einen Auszug daraus machen können. Es ist eine üble Sache um die Recension eines mathematischen Buchs. Nachdem man es mit Mühe durchgelesen hat, ist es doch keines Auszuges fähig, der nicht eher einer Verstümmelung, als einem Auszuge ähnlich sähe. Dieß zu vermeiden, wollen wir lieber eine allgemeine Vorstellung von der Perspektive überhaupt voranschicken, woraus das Unterscheidende des lambertschen Werks und die Hauptsachen, welche der Verfasser geleistet hat, mit einem male erhellen.

Wir nehmen zu dieser Absicht den Fall vor, da eine ganze Landschaft gezeichnet werden soll, welche in den Vor- und Mittelgründen, wie es die Maler nennen, nicht zu viel Irregulärität hat, das will sagen, wo die Grundflächen horizontal, auch nicht eben mit zerstreutem Gebüsche und Ruinen, sondern mit regulären Gebäuden, nach der Kunst gepflanzten Baumreihen, oder doch einzelnen Bäumen, Häusern u. s. w. bedeckt ist. Dabey lassen sich, wie wir leicht sehen, die bestimmten Regeln der Perspektive am genauesten anbringen. Auch soll vorausgesetzt werden, daß der Maler eine wirkliche Landschaft, wie in der Natur ist, ausdrücken, und von ihr gleichsam ein Porträt geben wolle, so daß seiner Imagination so wenig als möglich dabey geschäfftig zu seyn überlassen ist. Die Landschaft, wie sie da vor ihm lieget, und die Größe der Tafel wird folglich das Gegebene gewöhnlicher Weise ausmachen. Er wird sich einen erhabenen Ort, etwa den zweyten oder dritten Stock eines Gebäudes, wo sich die Landschaft dem Auge genugsam entwickelt, zu seinem Standpunkte erwählen. Hier befestiget er seine Tafel vertikal auf die Grundfläche, und nun wird das Auge der Tafel so lange genähert, oder von ihr entfernet, bis alle die Gegenstände, die er gerne mit in den Aufriß bringen möchte, von der Tafel bedeckt werden, oder durch eine Glastafel von den vorgegebenen Dimensionen gesehen werden können. Hier wird das Auge möglich unverrückt erhalten, wozu es einem jeden überlassen ist, die tauglichsten Mittel zu wählen. Er lässet darauf von

jemand

jemand die Linie auf der Grundfläche messen, welche von der Grundlinie der Tafel abgeschnitten wird; und gesetzt, dieß wären hundert und zwey und zwanzig Fuß, so theilt er die Grundlinie der Tafel in eben so viel gleiche Theile, wovon jeder einen Fuß bedeutet. Hierauf misset er auch den Abstand seines Auges von der Tafel, und bemerket, wie viel derselbe nach dem verjüngten Maasstabe der Fundamentallinie austräget. Er wird wenig mehr als die halbe Breite der Tafel seyn. Wir wollen annehmen, er betrage acht und sechzig Fuß. Wenn er nun auch die Höhe seines Auges über den Horizont gemessen hätte, oder aus der Höhe der Stockwerke beyläufig wüßte, so trüge er diese Höhe aus der Mitte der Fundamentallinie auf den Riß; sie wird den Augenpunkt bestimmen, durch welchen nun nur noch eine Linie mit der Fundamentallinie parallel gelegt wird, welche die Horizontallinie ist. Aus dem gefundenen Augenpunkt wird nach beyden Seiten die Distanz von acht und sechzig Fuß auf die Horizontallinie getragen, um die sogenannten Distanzpunkte zu finden: so ist die allgemeine Vorbereitung gemacht.

Man sieht wohl, daß es nicht nothwendig ist, von der Größe der Tafel als dem ersten Bestimmungsgrunde auszugehen. Die Entfernung des Auges von der Tafel, und das, was von der Landschaft übersehen werden soll, kann eben so wohl das Datum seyn. Beydes ist so ganz willkührlich nicht. Erstere muß z. E. so angenommen werden, daß man noch deutlich genug, theils die Objekte

selbst

selbst beym Malen, theils nachmals das Gemälde auf der Tafel erkennen könne. Herr L. giebt, um das letzte so wohl für den Kurzsichtigen als Presbyten zu erhalten, die Entfernung des Gesichtspunkts von der Tafel acht bis sechzehn Zoll an, u. s. w.

Nach der auf vorherbeschriebene Art gemachten Vorbereitung sind nun verschiedene Methoden, wonach der Landschaftsmaler verfahren kann. Ich rechne diejenige nicht mit, welche wohl die gemeinste ist, nämlich nach dem Augenmaße und aus der freyen Hand das übrige in den Riß zu bringen. Daß und wie alsdann eine Landschaft getroffen werde, kömmt auf das bessere oder schlechtere Augenmaß des Malers an, und, daß man etwa Fehler nicht merke, macht die mehrere oder mindere Irregularität der wilden Natur, die in der Landschaft selbst herrschet. Doch wie gesagt, hiebey hat die Mathematik nichts zu thun. Außerdem aber giebt es noch verschiedene Methoden.

1) Die Zeichnung nach einem untergelegten Grundrisse. Dieß ist diejenige Art, wobey die Vorgänger Herrn Lamberts größtentheils stehen bleiben. Er selbst hat zwar im ersten Theile sie beyläufig angeführt, aber keine Regeln dazu gegeben, weil es seine Absicht war, den Grundriß entbehrlich zu machen. Wenn man indessen hiernach zeichnen will; so muß man entweder einen solchen Grundriß schon fertig bekommen können, oder der Maler muß selbst Geometer seyn, um sich die vorzüglichsten Punkte seiner Landschaft in einen ichnographi-

graphischen Riß zu bringen. Der ganze Grundriß sollte eigentlich ein Trapezium seyn, wovon die Fundamentallinie die eine, und die Horizontallinie die andere parallele Seite ausmachet. Aber wenn man nur etwa die Gegend so weit aufnimmt, bis der sonst so genannte Hintergrund anfängt, so kann man die in letzterm befindlichen Gegenstände so ziemlich nach dem Augenmaße oder nach Winkeln richtig bestimmen. Diesen so verfertigten Grundriß legt man mit seiner Grundlinie auf die Fundamentallinie der Tafel; denn diese beyden Linien müssen einander decken, und das Maß, nach welchem die Fundamentallinie eingetheilt ist, muß dem Grundrisse und Aufrisse gemeinschaftlich zukommen. In dieser Voraussetzung geben die Lehrer der Perspektive Regeln, wie man jedes Punkt des Grundrisses in dem Aufriß durch Zeichnung und Rechnung perspektivisch bestimmen könne. Je mehrere Punkte man auf diese Art bestimmt, desto mehr wird die Copie dem Originale entsprechen. Will aber der Maler durchaus alles frey zeichnen: so könnte man ihm doch rathen, nach einem solchen Grundrisse sein entworfenes Gemälde zu prüfen, um sich gleichsam selbst Rechenschaft von der Richtigkeit seines Augenmasses abzulegen. Weil es vorkommen kann, daß man etwa schon einen fertigen Grundriß von einer Gegend hat, die ins Perspektiv gebracht werden soll, und es in diesem Fall nicht so gar unbequem seyn möchte, sich dieser Methode zu bedienen, so hat Herr L. im IIten Th. Anmerk. zum 12ten §. mancherley

cherley Methoden gezeigt, wie man hier verfahren möge.

2) Durch die zwote Methode soll nun alles so beschwerliche Aufnehmen, Zeichnen und Unterlegen des Grundrisses ersparet werden. Herr Lambert, der diese Methode, wo nicht ganz eigentlich erfunden, dennoch zuerst zu einer allgemeinen Brauchbarkeit erhoben hat, nennet ein solches Verfahren sehr gut die freye Perspektive. Um sie anzuwenden, muß zwar der Maler ebenfalls die Lage der Hauptpunkte, und noch mehr der Hauptlinien auf seiner abzuzeichnenden Gegend bestimmen. Allein er kann 1) dieß alles schlechterdings aus der Fundamentallinie ausmessen; 2) er darf davon nicht mühsam erst den Grundriß verfertigen: sondern er trägt alles gemessene sofort in den perspektivischen Aufriß ein, wodurch, weil die Construktionen fast nicht mehrere Schwierigkeiten, als die geometrischen haben, seine Arbeit um die Hälfte verkürzt wird. Die hiezu noch außer der erst gelehrten noch nöthige Vorbereitung bestehet in nichts weiter, als daß man aus dem Augenpunkte die Entfernung des Auges von der Tafel, auf der Fundamentallinie gemessen, lothrecht auf die Horizontallinie herunterfället: ihr Endpunkt wird das Centrum, woraus ein Kreis gezogen wird, der die Horizontallinie im Augenpunkt berühret. Von dem Augenpunkt aus werden nach beyden Seiten die Grade auf den Quadranten getragen, und die auf die Horizontallinie aus dem Mittelpunkt gelegte Sekanten schneiden auf derselben die Tangenten der Bögen ab. Diese

so

so eingetheilte Horizontallinie hat einen sehr ausgebreiteten Nutzen: aber man muß von Herrn L. selbst ihren Gebrauch umständlicher lernen. Da in andern Perspektiven die beyden Hauptprobleme diese sind, jeden Punkt in der Grundfläche, dessen Entfernung von der Fundamentallinie man kennt, und jeden Punkt, dessen Erhöhung über der Grundfläche, nebst dem correspondirenden Abstande von der Fundamentallinie man weis, in den Aufriß zu bringen: so wollen wir die erste Aufgabe, weil sie bey Herrn Lambert nicht mit ausdrücklichen Worten stehet, ungeachtet sie in dem übrigen Vortrage deutlich genug enthalten ist, hier vortragen, um daran zu zeigen, wie die eben eingetheilte Horizontallinie gebraucht wird. Hier darf man nicht etwa erst die Distanz des Punkts von der Fundamentallinie messen, oder durch Triangel bestimmen. Man geht auf der wahren Fundamentallinie so weit rechts oder links, bis man den zu bestimmenden Punkt unter einem nicht zu spitzen Winkel mit der Grundlinie siehet. Man merkt sich den Punkt, wo dieß geschahe; dieß macht man noch aus einem andern Punkte der Grundlinie eben so. Beyde Winkel trägt man auf den Riß aus den correspondirenden Punkten so auf, daß wenn der eine etwa 60° wäre, so zieht man nach N. 30 auf der entgegengesetzten Seite der Horizontallinie. Denn die Fundamentallinie, als der eine Schenkel des Winkels, geht in den 90sten Grad, und 90° — 30° sind 60°. Wo sich die Schenkel beyder auf solche Art aufgetragenen Winkel einander schneiden, da liegt die Projektion

des

des vorgegebenen Punkts der Grundfläche. Es ließen sich manche Abkürzungen dieser allgemeinen Auflösung in besondern Fällen angeben. Aber wir begnügen uns, an dieser Probe gezeiget zu haben, daß Herr Lambert seine Methode mit Recht eine perspektivische Geometrie nennen kann. Hieraus ließen sich nun die übrigen Aufgaben erklären, z. E. Parallellinien (nämlich perspektivische,) zu ziehen. Diese Parallellinien mögen in der Grundfläche oder in einer vertikalen Ebene, wie die Fronte eines Gebäudes ist, liegen; so laufen sie auf dem Riß in einen Punkt der Horizontallinie zusammen. Ferner: eine Linie auf dem Riß nach bestimmten Maße einzutheilen u. s. w. Die Auflösung dieser Aufgabe in der Perspektiv ist bey unserm Verfasser fast eben so einfach, als in der Geometrie selbst.

Als eine dritte Methode könnte man diejenige angeben, wo vermittelst anderer Instrumente, als Zirkel und ein einfaches Linial die perspektivischen Aufgaben aufgelöst werden. Selbst die Maler, welche nach dem bloßen Augenmaße zu verfahren angewiesen werden, pflegen wenigstens anfangs, das durch Kreuzfäden eingetheilte Viereck zu gebrauchen, welches man aber eher ein Hülfsmittel, als ein Instrument nennen kann. Hieher gehören auch noch andere vom Alb. Dürer und seinen Nachfolgern vorgeschlagene Kunstgriffe. Den Zeichnern nach dem Grundrisse hat Herr Lambert in der erst angeführten Anmerkung zum 12ten §. allerley gute Vorschläge gethan, wobey es immer auf ein paar Liniale,

Liniale, die um Stifte beweglich, und etwa noch zum Theil mit Krinnen versehen sind, ankömmt. Unter andern giebt er auch die Idee von einem perspektivischen Storchschnabel. Allein das Hauptinstrument, womit Herr Lambert die Perspektive bereichert hat, ist der für diese Kunst eigentlich eingerichtete Proportionalzirkel. Vermittelst desselben kann man nun alle Linien in dem Risse, deren Lage man gefunden hat, so wie man will, eintheilen, und das ohne alle Construktion, blos durch das Abstechen mit dem Zirkel. Noch schlägt Herr Lambert eine Art von Parallellinial vor, bey dessen Gebrauch aber, unsers Erachtens, so viel nicht gewonnen wird, als beym Proportionalzirkel, dessen vortreffliche Einrichtung wir aus der Erfahrung rühmen können. Der geschickte augsburgische Künstler, Herr Brander, verfertigt dieß Instrument, und Herr Lambert hat schon 1768 eine Anweisung herausgegeben, wonach sich selbst diejenigen, welche keine mathematische Theorie verstehen, beym Gebrauch desselben zu richten hätten. Es wäre zu wünschen, daß man überall eine auf dieses Lambertsche Werk gegründete Anweisung hätte, welche Liebhaber und Künstler gebrauchen könnten, ohne eben alle Theorie, die Herr Lambert voraussetzt, inne zu haben. Wir glauben doch nicht, daß man uns dieses Wunsches wegen einer mathematischen Heterodoxie beschuldigen könne. Er entspringt wenigstens aus keiner andern Quelle, als aus dem Bedauren, welches wir immer empfinden, wenn wir sehen, daß so viele gemeinnützige Sätze, welche

ein Lambert, Kästner, Karsten u. m. in ihren praktischen Schriften vortragen, so wenig allgemein angewandt werden, weil so wenige im Stande sind, sich durch die Theorie bis dahin durchzuarbeiten — — —

Nach dieser summarischen Einleitung, in welcher es die Absicht gewesen ist, den Gesichtspunkt fest zu setzen, woraus man Herrn L. Werk anzusehen hat, wollen wir nun einige Stellen darinn besonders anzeigen.

Im 2ten Theil, Anmerk. zum 3ten §. giebt der Herr Verfasser auf dreyßig Seiten eine Geschichte der Perspektive: ein merkwürdiges Stück, da das einzige, was man davon noch gesagt findet, in den Histoires de Mathematiques sowohl des Montucloi als Saverin enthalten ist. Beyde Verfasser haben sehr kurz davon geredet, und noch viel nachzutragen gelassen. Herr Lessing, Lippert und Klotz haben in neuern Zeiten, der erste für die Kenntniß der Alten von der Perspektiv, der zweyte dawider gestimmt, und der dritte hat den Mittelweg genommen, und geglaubt, daß sie nur nach der Cavalierperspektiv verfahren wären. Aus der dunklen unbestimmten Stelle des Vitruvs im 7ten Buche, erhellet nur erst, wenn man sie mit seiner Erklärung der Scenographie im 1sten Buche zusammenhält, nach unserm Verfasser, daß Agatarchus der erste war, welcher auf Veranlassung des Aeschylus Gebäude statt Gebüsche zu Theaterdekorationen malte, und die folgenden Theatermaler nicht so ganz ohne theoretische Kenntniß der Perspektive

spektive gezeichnet haben. (Auch hier hätte also die Praxis die Veranlassung gegeben. Denn Vitruv sagt, aus den Bemühungen des Agatarch, wovon er eine Beschreibung hinterlassen, wären Anaxagoras und Demokritus darauf gerathen, etwas allgemeineres über diese Sache zu schreiben.) Sehr weit muß wohl Agatarch es nicht gebracht haben, da er um die Zeiten des Thales und Pythagoras lebte, als sich die Geometrie noch in ihrer Kindheit befand.

In der Optik und Catoptrik, welche dem Euklides zugeschrieben wird, findet der Herr Verfasser nur die allerersten Sätze, worauf sich die Perspektive gründet, aber blos optisch angegeben. Er glaubt übrigens, daß, ungeachtet der Fehler in diesem Werk, Euklides der Verfasser davon seyn könne. (Der Fehler wegen leugnen wir es auch nicht; Euklides ordnete die Geometrie, und von der Optik fand er fast nichts vor sich.) Sonst scheint es dem Verf., als wenn die Alten ihre Perspektive doch nur bey den Dekorationen der Bühne und manchmal bey Zeichnungen von Gebäuden gebraucht hätten. Wenn sie ja in historischen Gemälden, Personen hinter einander zeichneten, so wurden die hintenstehenden etwas höher gestellt, selten einmal mit einer nach dem Augenmaße geschätzten Verkleinerung. Dem ohngeachtet, und obgleich die stereographische Entwerfung der Kugelfläche des Ptolomäus im eigentlichen Verstande perspektivisch ist, so ist doch dieß alles viel zu speciell, und die Perspektive, als Wissenschaft, mußte in

den neuern Zeiten ganz von neuem erfunden werden. Hier kömmt nun die große Lücke in der Mathematik bis zu den Zeiten der Araber. Doch scheinen sie nur an die Optik gedacht zu haben, und nach Herrn L. ist Lionardo da Vinci der erste, der an die Perspektive gedacht hat. Er lebte von 1445 bis 1520; aber sein Werk über die Materie ist lange nach seinem Tode herausgekommen. Es ist eine Sammlung von Bemerkungen. Darunter ist diese: Wenn die Entfernung der Objekte vom Auge nach den Zahlen 1, 2, 3, 4 u. s. w. wächst, so ist ihre Größe auf der Tafel 1, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$ u. s. w. Lionardo hat dies aus der Erfahrung gefunden. Immer scheint er doch eher auf diese Sätze gekommen zu seyn, als der von Montucloi und Saverien als der erste Erfinder angegebene Pietro del Borgo. Albrecht Dürer, der den Italienern keinen Schritt einräumte, gab zwar sein Werk: Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit, erst 1525, drey Jahr vor seinem Tode, heraus. Aber man hat von ihm viel ältere perspektivische Zeichnungen. Die Theorie hat er nur durch das Beyspiel von einem mittelst des Grund- und Standrisses perspektivisch gezeichneten Cubus erläutert, auch daran die Richtung und Länge des Schattens gewiesen. Statt der gläsernen Tafel des Lionardo nimmt er die durch Fäden in kleine Vierecke eingetheilte Rahme, und wie aus dem Grundrisse ein perspektivischer Aufriß zu zeichnen sey, zeigt er an einem Pflaster von viereckten Steinen. Ein Werk, welches unter gleichem Titel

mit

mit dem Dürerschen, aber ohne Namen des Verfassers, 1530 zu Simmern das erste mal herauskam, enthält zwar ausführlichere Beyspiele, aber weder Dürers Methode, noch seine geometrische Genauigkeit. Bey dem erst beschriebenen Pflaster weis er sich nicht fortzuhelfen, so bald es kein gleichseitiges Quadrat ist. Seine Zeichnungen haben auch öfters mehr als einen Augenpunkt, und daher läuft einmal bey Zeichnung einer Brücke das Wasser bergan.

Auf den Dürer folgten nun nach Herrn Lambert erst Pietro del Borgo, Jakob Barozzi, Ignazio Dante, und Daniel Barbaro, welcher letztere 1569 schrieb. Alle sind wohl nicht weiter gekommen, als Dürer. Die Erfindung des Distanzpunkts und seines Gebrauchs zur Eintheilung der in den Augenpunkt laufenden Linien wird dem Balth. Peruzzi, und der Beweis vorbemeldtem Ignazio Dante zugeschrieben. Im Jahr 1600 kamen Guidi Ubaldi e Marchionibus Montis Perspectivae Libri VI. Pisauri apud Hieron. Concord. heraus, und enthielten den Beweis des wichtigen Lehrsatzes, daß jede mit der Tafel nicht gleichlaufende Parallellinien in dem perspektivischen Aufrisse in einen Punkt des Horizonts zusammenlaufen. Des Guido Ubaldus Werk hat man lange als das non plus ultra angesehen. Wir übergehen daher den Anolti, Aleamee, Migon, Vanlezard, Desargues u. m. mit den prächtigen Titeln ihrer Bücher, selbst die Perspective pratique d'un R. P. e S. I. welcher

Du Breuil geheißen haben soll, und welche Rembold deutsch geliefert hat, bis zum Thaumaturgus opticus des P. Niceron 1646, darinn insbesondere darauf gedacht wird, die Verlängerung der Linien außerhalb der Tafel zu ersparen. Im Jahr 1648 kam zu Paris heraus: La maniere universelle de Mr. Desargues pour pratiquer la perspective par petit pied comme le geometral, wo das par petit pied sagen will, daß die Grundlinie im Aufrisse nach einerley Maße mit dem Grundrisse bestimmt werden müsse. Der Mann ist doch so ein Held nicht, als Bosse aus ihm machen will. Des Lami Traité de Perspective 1701 hat in Absicht auf die Linearperspektive nichts besonders. S'Gravesande Essai de Perspective, Andreas Pozzo und Schübler sind sehr reich, die letztern besonders an architektonischen Beyspielen. Taylor handelt die Theorie sehr allgemein ab, und nimmt die Tafel gleich schiefliegend an. Doch hat der Verfasser bey keinem der vorgenannten die von ihm gelehrte Eintheilung der Horizontlinie gefunden. Indessen, weil er sie nachmals in des la Caille Leçons d'Optique, Edit. 2, 1756 angetroffen, und er selbst erst 1758 darauf verfallen, so tritt er das Recht des ersten Erfinders dem Franzosen ab, und glaubt nur, daß er wenigstens einige Schritte weiter gegangen sey; (wir setzen noch hinzu, einige starke Schritte.) Dafür eignet Herr Lambert dem Herrn Hofr. Kästner die erste Erfindung der algebraischen und trigonometrischen Formeln in der Perspektive vor dem la Caille zu, weil dessen theo-

ria

ria analytica perspectiva schon von 1752 ist. Noch wird das Instrum. scenographicum des Herrn Prof. Meisters in Göttingen von 1753 angeführt.

Was in den vier ersten Abschnitten des ersten Theils des Verfassers vorkömmt, davon haben wir in der Einleitung schon so viel gesagt, daß wir uns Kürze halber darauf beziehen können. Der erste handelt nämlich von den ersten Grundsätzen der Perspektive, der zweyte von der geschickten Lage des Auges und der Entfernung der Tafel von demselben; unentbehrliche Kenntnisse auch für den blos praktischen Landschaftsmaler! der dritte von den verschiedenen Instrumenten zur Verkürzung der Ausübung; und im vierten wird das bisher gesagte in ein paar ausführlichen Beyspielen erläutert. Auch um den Vorwurf zu vermeiden, als wenn wir etwas Bekanntes zu weitläuftig ankündigten, wollen wir etwas mehr von dem 2ten Theil oder den Zusätzen reden.

Zum 10ten §. merket der Verfasser an. Das Bild soll den Gegenstand so vorstellen, daß man ihn selbst in der wahren Entfernung zu sehen glaubt, so wie in einem gut polirten Spiegel, wo man nichts vom Glase sehen muß. Dazu wird erfordert, die genaueste Perspektive, angemessene Farbengebung, Licht und Schatten. Man muß es nur mit einem Auge, im rechten Lichte, aus dem eigentlichen Gesichtspunkte, endlich weiter nichts, als das Gemälde sehen. Dieß letztere beweiset Herr Lambert sehr gründlich.

Zum 13ten §. So wie Aristoteles den dramatischen Dichtern ihre Einheiten vorschreibt, so könnte man auch den Malern sagen, daß jede Landschaft einen Gesichtspunkt, einen Augenpunkt, einen Horizont, eine Höhe und eine Entfernung des Auges haben, und folglich fünf Einheiten ein Genüge thun müsse. Man wird ihnen aber dieß nicht nöthig haben, so ängstlich als den Dichtern vorzupredigen; wenn sie genau perspektivisch zeichnen, folgen die Einheiten von selbst.

Zum 30sten §. Die hier erwähnte perspektivische Geometrie ist nur in Absicht auf die Eintheilung der Linien etwas weitläuftiger, als die Elementargeometrie. In der letztern z. E. wächst bey der Eintheilung einer jedweden Linie die Distanz nach den Zahlen 1, 2, 3, 4, in arithmetischer Progression; in der Perspektive aber wird nach der harmonischen Progression z. Ex. 1, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$ getheilt, wenn die Linie sich in die Ferne erstrecken soll.

Zum 33sten §. Die Lage der Linien auf dem Gemälde wird in der freyen Perspektive durch die Tangenten auf der Horizontallinie bestimmt. Dazu würde manchmal erfordert werden, diese Linie sehr weit außerhalb der Tafel zu verlängern. Darum zeigt hier der Verfasser Methoden, die Sache zu erleichtern und abzukürzen. Zum 46sten §. wird bemerket, daß weil in der freyen Perspektive eine jede mit der Grundlinie parallel gezogene und nur proportionirlich eingetheilte Linie die Dienste der erstern thun könne, auch dadurch vermieden werde, die Fundamentallinie zu weit über die Grenzen der

Tafel

Tafel hinaus zu ziehen. Der Verfasser zeigt auch, daß die sogenannten Vorgründe öfters nur ein Mittel sind, wodurch der Maler seine Unwissenheit in der Perspektive bedecken will. Will er genau nach der Natur malen: so darf er ja auf einen ebenen Boden so keine Erhöhungen zeichnen.

Zum 51sten §. Ueber die Auflösung der Aufgabe: das Maaß einer Linie perspektivisch zu bestimmen, wird commentirt.

Zum 67sten §. Dieß sind noch weitere Ausführungen der im 2ten Abschnitte gegebenen Regel von der geschickten Lage des Auges ꝛc. Hier ist dem Verfasser in den Anleitungen zur Perspektive sehr wenig vorgearbeitet worden. Im 1sten Theil hatte er die Regel gegeben, weil verschiedene Theile auf dem Riß vorzüglicher ins Auge fallen sollen, als andere, so müsse man den Gesichtspunkt so wählen, daß diese Theile weder von andern bedeckt, noch durch die Entfernung so sehr verkleinert und undeutlich werden. Sie ist hinreichend, sagt der Verfasser, wenn man nach dem Leben zeichnet. Wenn man aber höchstens nur Grund- und Standrisse von den Gegenständen hat, so muß man die Einbildungskraft schon mehr anstrengen, und lieber, wenn man sich nicht anders helfen kann, minder wesentliche Stücke weglassen, wodurch die Hauptgegenstände bedeckt werden u. s. w. Wenn die vorzüglichen Theile in einer geraden Linie liegen, so muß zur Erhaltung der Mannichfaltigkeit die Tafel dieser Linie nicht parallel gelegt werden. Dieses Unangenehme haben die Gemälde der Alten,

wo eine Reihe Personen so oft in einer mit der Tafel parallelen Linie gestellt sind. Wenn z. E. nur eine Seite eines Thales, die mit einer schönen Reihe von Bergen, Städten, Dörfern u. s. w. geziert ist, vorzüglich ins Auge fallen soll, so muß sie unter einem spitzen Winkel an die Fundamentallinie gelehnt werden. Damit nicht im Gemälde dasjenige höher liege, was doch in der Natur niedriger lieget, so muß man eine sich vorwärts herabneigende Anhöhe wenigstens nicht anders, als von der Seite, ins Gemälde bringen u. s. w. Zuletzt eine Vorzählung der verschiedenen im Landschaftsgemälde vorkommenden Stücke nach Classen; und Anmerkungen über die zuläßigen Combinationen derselben zu einer selbst erfundenen Landschaft.

Zum 68sten §. Wie sich der Maler durch Abtheilung des Horizonts von zehn zu zehn Graden in der Natur und der Horizontallinie auf der Tafel auch dann helfen solle, wenn er die Ausfüllung jeder Winkel von zehn Graden dem Augenmaße überlassen will. Aber auch alsdann, oder auch, wenn er nach dem Gitterwerk zeichnet, muß die entworfene Landschaft nach den Hauptregeln geprüft werden — — Sollen wir unsere Meynung über den streitigen Punkt, ob und wie fern es zuläßig sey, nach dem Augenmaß zu zeichnen, noch einmal sagen: weil sich doch immer die Maler darauf berufen, daß durch eine zu genaue Befolgung der Perspektive, ihnen ein zu großer Zwang aufgeleget, und etwas Steifes in die Zeichnung gebracht werde; so glauben wir hier eine große Aehnlichkeit zwischen

schen dem Maler und Dichter, z. E. dem dramatischen, zu finden, der zuerst einen Plan für sein Werk anleget. Erstlich bestimmt sich der Dichter sein Sujet, Anfang, Mittel und Ende; die Einheit der Handlung wird zu einem guten Effekt bey ihm so gut, als beym Maler, die erstgenannten fünf Einheiten erfodert. Nun macht der Dichter einen Plan zur Ausführung. Immerhin überlasse er es dem zwanglosen Genie, auch hier allein zu arbeiten. Aber wenn der Plan da vor ihm lieget, so nimmt er wieder eine genaue Prüfung vor, und schaffet, wenns nöthig ist, die Auswüchse des Genies, oder die mit unterlaufenden Widersprüche weg, oder füllet die Lücken aus, worüber das kühne Genie wegsetzte, welche aber dem stilleren Geschmack bey ruhiger Ueberlegung nicht entwischen. So auch der Landschaftsmaler, nachdem er den Hauptriß gezeichnet hat, wobey er sich immer mehr Freyheit lassen kann, je mehr sein Gemälde Ideal werden soll, oder je mehr er seinem Augenmaße, dem malerischen Genie trauen kann, so denkt er nun an die Regeln der Perspektive zurück, läßt weg, setzet zu, ändert Lage und Stellungen. Nun endlich werden beyde, Maler und Dichter, mit mehrerer Sicherheit und Freyheit einen so berichtigten Entwurf ausführen, dem Skelet den Körper anziehen können; ob sie gleich hin und wieder Ruhepunkte annehmen, die vollendeten Theile, und endlich das Ganze nach einem guten Geschmacke und richtigen sichern Regeln prüfen werden. Man hat noch in den neuern Zeiten die Frage aufgeworfen, ob und

wie

wie ferne zum Porträtmalen Genie erfodert werde? Man könnte diese Frage auch auf den Zeichner einer wirklichen Landschaft ausdehnen: aber ihre Beantwortung gehört nicht hieher, nur so viel ist gewiß, daß allerdings der Letzte noch viel mehr, als der, welcher ein Ideal ausführt, die Perspektive nöthig hat, um nicht zu verzeichnen. — —

Um nicht zu weitläuftig zu werden, sagen wir nur noch, daß in den Zusätzen zum 77sten §. eine Menge praktischer Anmerkungen enthalten sind. Unter andern wird ein Fall erzählt, wo es unmöglich war, einen runden Spazierplatz von vier hundert Fuß im Durchschnitt, wo die im Vorgrunde spazierenden Personen noch zwey Zoll hoch seyn sollten, ganz zu zeichnen, weil eine Tafel von zwanzig Zoll Höhe und hundert und sechzig Zoll Breite erfodert wurde, welches gar zu unproportionirt ist. Zum 87sten §. Der Verfasser findet jetzt, daß die Entfernung des Auges von der Tafel doch fast niemals willkührlich ist, wenn das Gemälde seinen gehörigen Effekt thun soll, und es nur darum bey sehr kleinen Landschaften gleichgültig ist, wie weit man davon stehet, weil sie doch gemeiniglich die Probe nicht aushalten. Zum 88sten §. wird für die Liebhaber etwas von mikroskopischen Gemälden gemeldet. — Wir übergehen das folgende, und sagen nur noch etwas von den Anmerkungen zum 136. §. wo der Herr Verfasser Regeln giebt, solche Dinge natürlich zu zeichnen, deren Figur etwas ganz geometrisches, reguläres, zu berechnendes hat. Dafür müssen dem Verfasser beyde, der Maler und

der

der Mathematiker, der ein Liebhaber von Gemälden ist, danken. Denn die Illusion des letztern wird gewiß beleidigt, wenn z. E. der Regenbogen über 42° oder 54° hinausgeht, oder seine Höhe auf dem Gemälde, der aus dem Schatten zu erkennenden Sonnenhöhe nicht entspricht. Die Springbrunnen, womit die Künstler so gerne ihre Prospekte auszieren, werden gar zu leicht ohne richtige Regel unnatürlich gezeichnet. Denn das Wasser durchläuft parabolische Bögen, die sich mehrentheils in hyperbolische verwandeln, so oft nämlich die Vertikalfläche, in welcher sie sind, weder mit der Tafel parallel ist, noch durch das Auge geht. Sollte es hier nicht schon wieder wünschenswürdig seyn, so vielen nicht in der höhern Geometrie erfahrnen Malern Regeln zu geben, die sie, ohne für die Namen von Parabel und Hyperbel zu erschrecken, anwenden könnten? Den gestirnten Himmel der Wahrheit gemäß mit solchen Sternbildern zu zeichnen, als wirklich daran vorkommen, hatte der Verfasser hier sehr deutliche Regeln gegeben, auch eine Zeichnung für ein Kupfer entworfen, worauf der Comet von 1769 mit denen Sternbildern, bey denen er sich befand, abgebildet werden sollte. Allein der Kupferstecher, welcher sich und seiner Zunft die Freyheit, wie es scheint, nicht wollte rauben lassen, am Himmel zu schalten und zu walten, wie es ihnen beliebet, erschuf demohngeachtet eine neue nicht begehrte Welt, und setzte nur den Cometen hinein. Am Ende thut Herr Lambert den reizenden Vorschlag,

die

die Kenntniß des gestirnten Himmels durch eine Reihe von Nachtstücken, die nach seinen Regeln gemalt wären, zu erhalten. Ferner lehrt er, wie Gemälde seitwärts in andern Gemälden, nach einer doppelten Perspektive, oder Abbildungen in Spiegeln gezeichnet werden müssen; wobey zugleich gezeigt wird, wie oft der Wiederschein aus dem Wasser, besonders des Sonnenbildes, eine sonst beschattete Seite eines Objekts erleuchten könne. Polirte Säulen, Gefäße u. s. w. können nicht mit ihrer eignen Farbe gemalt werden. Der Verfasser lehret noch die Verwandlung der Gemälde für einen andern Gesichtspunkt, und die Zeichnung der hervorragenden Theile, und stellt endlich über die Scenen die besten Betrachtungen an, die wir noch gesehen haben. Dieselben für eine so große Verschiedenheit der Gesichtspunkte noch erträglich natürlich zu malen, wenn sie regelmäßige Gebäude vorstellen sollen, ist so leicht nicht mehr, als vor Aeschylus Zeiten, da man nur ländliche Auftritte gebrauchte. Man muß doch lieber auf jede Scene abgesonderte Gemälde zeichnen, damit sich ein Zwischenraum gedenken lasse. Von Scenen, die mit der Horizontallinie parallel sind. Die nach italienischer Art, wie sie Pozzo schief gegen den Zuschauer und unter sich parallel angiebt, kommen Herrn Lambert unnatürlich vor, weil so verschiedene Augenpunkte angenommen werden, die nicht einmal in einer Linie liegen, wenn sich das Thea-

ter

ter nach hinten zu schmälert. Doch die Leute, welche das höchste Gut in der theatralischen Illusion setzen, gegen welche Philosophie wir hier nichts einzuwenden haben, mögen es sich selbst verdanken, wenn sie diese Betrachtungen nicht zu nutzen wissen.

Zum 141sten §, wo der Verfasser die Regeln gelehret hatte, wie der Schatten nach Maßgabe der Stellung des Lichts, besonders der Sonne, gezeichnet werden solle, zeigt er in den Zusätzen, daß es nicht rathsam sey, die Sonne selbst auf die Tafel zu bringen, weil sie hundert tausend mal heller, als die weißeste Wolke, gemalt werden müsse, ferner, daß das gewöhnliche Tageslicht in der Malerey das beste sey. Zum 153sten §. wird noch vom Halbschatten etwas hinzugesetzt, das alle Aufmerksamkeit verdienet.

Das bisherige betrifft die Zusätze, welche zu den vier ersten Abschnitten des Werkes hinzugekommen sind. Der fünfte handelt von der Entwerfung schief (gegen die Tafel) liegender Flächen, und dem was darauf vorkömmt, und der Verfasser zeiget, wie man aus der Horizontallinie und dem Hauptaugenpunkt, einen ihnen eigenen Augenpunkt, eine ihnen eigne Horizontallinie, die er hier Grenzlinie nennet, finden könne, um alsdenn mit ihnen gerade so, wie mit der Grundfläche, zu verfahren. Im sechsten Abschnitte wird alles,

les, was im vorhergehenden vorgekommen ist, mit Exempeln belegt und erläutert, wobey eine Menge der vortrefflichsten praktischen Anmerkungen eingestreuet sind. Zusätze haben diese Capitel nur wenige erhalten: eben wie das siebente von der perspektivischen Entwerfung aus einem unendlich entfernten Gesichtspunkt, oder von der sogenannten Cavalierperspektive, welche hier von einer ganz neuen Seite behandelt ist, indem der Verfasser den Gegenstand sich unendlich klein vorstellet, und ihn dann ins Große bringet, wodurch freylich die parallele Lage der Gränzlinien herauskömmt, wie in den Ingenieurzeichnungen.

Der achte und letzte Abschnitt ist wieder ein hauptsächliches Stück der von dem Lambertschen Genie neuaufgebrochenen Bahn. Es enthält die umgekehrten Aufgaben der Perspektive, wie Herr Lambert es nennet. Er nimmt fünf Fälle an. 1) Man will auf einem Gemälde, wo diese Stücke nach Vollendung der Arbeit weggelassen sind, die Horizontallinie, den Augenpunkt, die Distanz und Höhe des Auges wieder heraus finden. 2) Man will den Gesichtspunkt haben, aus welchem man das Gemälde betrachten soll, damit es seinen ganzen Effekt thue. 3) Man will aus dem perspektivischen Aufrisse den geometrischen Grundriß herausbringen. 4) Man will aus einem besondern Gegenstande, den man auf die Tafel gezeichnet hat, die obgenannten vier Stücke heraus

bringen,

bringen, um das übrige darnach einzurichten. 5) Man will einen perspektivischen Aufriß mit dem Urbilde vergleichen. Zu allen diesen Fällen werden hier Regeln gegeben, die hauptsächlich dem Liebhaber der Gemälde zur vernünftigen Beurtheilung derselben dienen können. Der 3te enthält eine neue Quelle für die praktische Geometrie. Man hat entweder ein Gemälde einer Gegend, welches nach einer genauen Perspektive von uns oder andern entworfen ist, so geht es an, aus den scheinbaren Abständen und Lagen der Gegenstände die wahren zu finden, und den Grundriß zu verfertigen, welcher nun freylich in den Theilen am genauesten seyn wird, welche der Fundamentallinie am nächsten liegen. Oder setzen wir hinzu, wer ein recht starkes malerisches Augenmaß hätte, oder auch nur nach dem Gitterwerk, nach der Camera obscura ziemlich genau zeichnete, würde ohne aus seinem Zimmer, aus seinem Zelte, ohne weiter von der Stelle zu gehen, als etwa nachmals die Grundlinie zu messen, ganz ansehnliche Strecken erstlich perspektivisch zeichnen, und dann um die wahren Distanzen zu bekommen, in einen geometrischen Grundriß bringen können. Ein Mittel, wodurch, glauben wir, ein Ingenieur, der die Handzeichnung versteht, manchmal ohne die geringste Gefahr ganze Strecken Landes aufnehmen könnte, und vieleicht mit mehrerer Genauigkeit, als die ihm andere Methoden verschaffen, wobey er doch herumreiten, und sich Gefahren blos stellen muß.

Die Schlußanmerkung zum 2ten Theil enthält noch eine Sammlung nützlicher Auflösungen in die Perspektive, welche mit dem bloßen Linial gemacht werden können, ohne einmal das Cirkelinstrument dabey zu gebrauchen.

M.

IV.

Pindari Carmina, cum lectionis varietate curauit Christian. Gottlob Heyne. Gottingæ apud Ioh. Chr. Dieterich 1773. 379 S. gr. 8. und 16 S. Vorr.

Der berühmte Herr Herausgeber sieht mit Recht den wohlfeilen Preis der Ausgaben und die Menge der Exemplare von alten Autoren als ein vorzügliches und nöthiges Beförderungsmittel zu Ausbreitung ihrer Lectur an. Nimmermehr kann man hoffen, daß viele den Polybius oder Homer lesen werden, wenn Ausgaben, wie die Ernestinischen, deren die eine zwölf, die andere zehn Thaler kostet, Handausgaben seyn sollen. Wenn sie ja gekauft werden, so werden sie größtentheils von Leuten gekauft, die griechische Bibliotheken zur Pracht, nicht zum Gebrauche anlegen; oder falls auch hie und da ein wirklicher Liebhaber so viel Geld für eine Ausgabe anwendet, so verschließt er sich mehrentheils dadurch die Gelegenheit, ein paar andre Autoren kennen zu lernen. Denn wie leicht ist die Berechnung gemacht, daß, um sich von den vor-

vornehmsten und lesenswürdigsten griechischen Autoren die besten Ausgaben anzuschaffen, viele hundert Thaler erfodert werden. Daher kommt es denn, daß die griechische Litteratur, so hoch sie zu unsern Zeiten durch die Bearbeitung einiger Männer gestiegen ist, dennoch was die Ausbreitung unter den Gelehrten selbst betrift, ungemein darnieder liegt. Oft macht so gar bey einer kostbaren Ausgabe der Name des berühmten Editors, der auf dem Titel steht, den größten Werth aus, und veranlasset gewinnsüchtige Buchhändler, einen ganz ausschweifenden Preis zu machen. Der Unterschied der ernestinischen Ausgabe von Polybius vor der gronovischen besteht in dem hinzugefügten Glossarien. Die letztre kauft man in Auctionen für vier bis fünftehalb Thaler; und für jene, die kaum ein Alphabet stärker ist, muß man zwölf Thaler bezahlen. Gleichwol sind für einen gewöhnlichen Liebhaber vier Thaler schon zu viel, wenn er sie für den Polybius hingeben soll. Daher gefällt uns nun die Art des Hrn. Hofr. Heyne bey seinen Ausgaben um so viel mehr, weil wir sie als die einzige ansehen, die die Ausbreitung der wirklichen Lectur der Alten nicht blos dem Scheine nach, sondern thätig und wahrhaftig befördert.

Den Pindar herauszugeben, und dessen öftere Erklärung zu wünschen, fand sich Hr. H. bewogen, theils weil unsre Landsleute itzt häufig auf die Verbesserung und Vervielfältigung der lyrischen Sylbenmaße denken, theils weil er die Lesung des Pindar, als die vortrefflichste Uebung in der Aus-

legung anfah. Redit autem, ſagt er, quod vulgo parum perſpicitur, ad interpretandi facultatem non modo magna diſciplinae iuuenilis pars, quae in legendis et intelligendis praeſtantiſſimis ſcriptoribus occupata eſt, verum interpretatio etiam eſt optima logicae ad vitam fructuoſae magiſtra, iudicii acuendi praeclara adiutrix, recte loquendi ſcribendique praeceptrix omninoque omnis accuratae doctrinae, quae in rerum ſententiarumque interiore natura perſpicienda verſatur, parens. Vt adeo in iis quoque vitae publicae priuataeque muneribus, in quibus vel aliorum dicta, cogitata, iudicia et conſilia expedienda, vel quae ipſi de quaque re cauſſaque ſentiamus, exponenda ſunt, eum qui interpretatione aſſidua iuuenilem animum probe ſubegerit, ingenium afferre neceſſe ſit, multo ſubtilius, celerius et ad cognoſcendum intelligendum agendumque exercitatius. Quatenus vero librorum ſacrorum magna pars partim ad lyricos numeros modosque eſt compoſita, partim concitatiore ſpiritu et audaciore oratione tanquam a vatibus diuino numine afflatis exarata; ſi quis lyrici ſermonis per inſolitas formas, figuras, et hyperbata praecipitati indolem imbiberit, oeſtroque poetae nouis rerum phantaſmatumque ſenſibus percuſſi, et ipſe tactus fuerit, nae is ad interpretandos ſacros poetas et prophetas adminicula afferre videri debet non contemnenda, quibus deſtituti multi miſere vexare ſolent diuina carmina. Nichts kann richtiger ſeyn als dieſe Anmerkungen; und wenn die Auslegung der Alten immer

mer aus diesem Gesichtspunkte angesehn, und betrieben würde, wie viel wäre damit für die Litteratur im Ganzen gewonnen?

Anfänglich wollte der Hr. H. blos den Text der Oxforder Ausgabe nachdrucken lassen. Da aber Pindar noch nicht kritisch berichtigt ist, so dünkte ihm die Anzeige verschiedener Lesearten unentbehrlich zu seyn. Inzwischen wurde er immer mehr gewahr, wie nachläßig die englischen Herausgeber bey ihrem kritischen Vorrathe zu Werke gegangen waren, und dies bewog ihn, die Quellen des pindarischen Textes genauer aufzusuchen.

Die römische Ausgabe von Zacharias Calliergus ist die Grundlage des gewöhnlichen Textes, da er nach dem Aldus einige andre und bessere Mspte gebraucht hat. In der Cratandrischen, Brubachischen, Morellischen und den Stephanischen Ausgaben ist man ihr größtentheils gefolgt, ohne sich um die Aldinische zu bekümmern. Aus der Vergleichung der Stephanischen Ausgaben brachte Hr. H. endlich heraus, daß in der zweyten v. 1566. kühnere Emendationen gemacht, und nach dieser alle übrige Stephanische besorgt worden. Hingegen ist die erste in der Plantinus-Raphelengischen und Commelinischen Ausgabe die Vorschrift gewesen. Schmid hat die Cratandrische zum Grunde gelegt; nach dem Aldus und Calliergus hat er zuerst wieder Mspte verglichen, drey Pfälzische und ein Augspurgisches Fragment; sonst hat er zwar vieles richtig verbessert; nur oft sich

zu sehr nach den vielfältig unsichern metrischen Bestimmungen gerichtet. Die Oxforder haben Schmids Ausgabe, aber nicht mit den besten Maximen gebraucht; und aus fünf Bodlejanischen Mspten Varianten hinzugesetzt, die aber nichts zur bessern Lesart beytragen.

In den ersten Olympischen Oden, sah Hr. H. größtentheils auf eine ganz genaue Anzeichnung der Varianten, selbst der Kleinigkeiten und Schreibfehler; in der Folge aber schränkte er sich hiebey mehr ein, und brachte häufigere Anmerkungen, die auf den wahren Verstand der Worte abzielen, bey. Jeder billige Leser, muß hier die stille Größe eines Heyne, worinnen er den Alten so glücklich nacheifert, die Feinheit seines Geschmacks, (die wesentliche Eigenschaft eines guten poetischen Erklärers, die doch aber den mehresten Kritikern und Exegeten fehlte) den Scharfsinn, den er in Aufsuchung des oft so versteckten Zusammenhangs beweist, die gedrungne und sinnreiche Kürze seiner Anmerkungen, und über das alles die liebenswürdige Bescheidenheit, mit der er sie vorträgt, von ganzen Herzen verehren und bewundern. Man erlaube mir nur einige Beyspiele herzusetzen. Ol. I, 43. heißt es;

Ἦ θαυμαζα πολλα
Καὶ πῃ τι καὶ βροτων φρενας
Ὑπερ τον ἀληθη λογον
Δεδαιδαλμενοι ψευδεσι ποικιλοις
Ἐξαπατωντι μυθοι.

In

In den ältern Ausgaben stund θαυμα τα πολλα. Schmid setzte θαυματα, welches für θαυμασα stehn sollte. Dies verwirft Hr. H. mit Recht; denn es war ja viel besser und poetisch kühner θαύματα, (das Substantivum) zu setzen; dies haben nun die Oxforder gewählt: hingegen den Text durch ihre unnöthige Conjectur entnervt, da sie ἦν θ statt ἦ setzen. Sehr richtig merkt also Hr. H. an: non bene; nam subintelligi id poterat in illa lectione: ἦ θαύματα πολλα (γινεται) et tum καὶ πε τι accipiam pro ἀλλα πε. Sed ex omnibus his modis oratio ieiuna exsistit. Equidem distinctionem post πολλα sustuli; videtur enim iungendum: ἡ (κατα) τα πολλα (h. ὡς επι το πλειστον saepe) θαυμα (h. το θαυμαστον) καὶ μυθοι δεδαιδαλμενοι ψευδεσι ποικιλοις ὑπερ τον ἀληθη λογον, ἐξαπατωντι πε τι καὶ φρενας βροτων, Pindarica verborum ambage. Diese Erklärung muß, dächt ich, jedem, der Gefühl von Richtigkeit, und nur einige Bekanntschaft mit der Wortsetzung unsers Dichters hat, einleuchten. Hier ist die Uebersetzung nach beyden Erklärungen: Man vergleiche und urtheile!

Oxfordische.	Heynische.
Es geschehen viele Wunder: und oft betrügen Fabeln mit mannigfaltigen Erdichtungen ausgeschmückt, den Verstand der Menschen.	Freylich wird oft durch das Wunderbare der Verstand der Menschen, oft durch Fabeln, die mit mannichfaltigen Erdichtungen der Wahrheit zum Nachtheil sich schmücken, getäuscht.

Πυθ. A. v. 41. 44. weist Hr. H. wie er auch sonst sehr oft thut, kurz und nachdrücklich des Pauw ganz unnöthige Conjecturen ab; die mehrentheils den Text verhunzen, anstatt ihn zu verbessern. Die Stelle von den Ausbrüchen des Aetna erklärt er sehr ungezwungen. Eben so befreyt er die Stelle v. 134. 136 sehr glücklich von den Schwierigkeiten der vorigen Auslegungen. Der elenden Fratze der Scholiasten, welcher auch Schmid beyzufallen kein Bedenken trägt, daß in dieser trefflichen Ode Pindar den Hiero versteckter Weise mahnen wolle, ihm die goldne Leyer, die er ihm versprochen, nicht länger vorzuenthalten, (weswegen er auch mit χρύσια φορμιγξ ꝛc. anfange) dieser, sag ich, gedenkt Hr. H. mit keinem Worte; es ist aber gewiß, daß er sie keiner Aufmerksamkeit würdigt, da er auch sonst gegen die Dummheit der Grammatiker sich erklärt, welche überall ganz ohne Grund, Spuren des Geizes bey dem Dichter suchen.

Die Isthmischen und Nemeischen Oden ist Hr. H. desto genauer durchgegangen, je nachlässiger sie von den Auslegern waren behandelt worden, ungeachtet sie an Schönheit den übrigen nichts nachgeben.

Hr. H. verspricht noch einen Band Anmerkungen über einzelne Stellen gelegentlich zu liefern, das angenehmste Geschenk, das er Pindars Lesern noch machen kann. Auch wird Hr. Koppe nebst einem Index die Oxforder lateinische Uebersetzung noch herausgeben. Das letztre halten wir für überflüßig; hingegen sehn wir der vermehrten Samm-

lung

lung pindarischer Fragmente von Hrn. Schneider, mit Vergnügen entgegen.

Noch merken wir an, daß wohl noch nie eine Ausgabe eines griechischen Autors mit so vieler typographischen Schönheit, als die gegenwärtige, in Deutschland gedruckt worden. Der Preis ist auch nicht übermäßig; doch glauben wir, möchte sie auf den mehrsten Akademien, um sie bey Vorlesungen zum Grunde legen zu können, vielen zu kostbar seyn.

V.

Schwedisches Staatswerk, übersetzt, und mit einer Einleitung, herausgegeben durch Ludwig von Heß, königl. schwedischen Regierungsrath, Leipzig 1773. 168. S. in 8.

Wenn die Frage vorkäme, ob Augenzeugen und gleichzeitige Geschichtschreiber, oder spätere Schriftsteller, die aus richtigen Quellen und Urkunden eine Begebenheit erzählen, mehr Glauben verdienen; so würde sich der Recensent fast nimmer für die letztern erklären. Erstere sind der Sache oft gleichsam zu nahe, um sie in dem rechten Abstand zu sehen, worinnen sie gesehen werden muß, wenn man sie in ihrer wahren Proportion schätzen will. Das gar zu blendende Licht einer großen Begebenheit ist für ihre Augen oft zu stark, sie sind gar zu leicht, auch wider Wissen und Wil-

len, für oder wider gewisse Personen eingenommen, und wenn auch nicht Umstände wären, welche sie oft hinderten, der Wahrheit mit allen ihren kleinen Nebenumständen, die auf dieselben oft so großen Einfluß haben, zu sagen; so ist doch immer eine pragmatische Geschichte neuerer Zeiten nicht allein sehr schwer, sondern weder zu erwarten noch zu geben. Natürlich war es, daß eine so große Revolution, wie die letzte schwedische war, auch die Schriftsteller beschäftigen mußte; allein man wird wohl diejenigen, welche bisher davon geschrieben haben, nicht als eigentlich pragmatische Geschichtschreiber ansehen. Selbst Micheleßi, der unter ihnen am schönsten und besten schrieb, ist nicht von einer gewissen Begeisterung frey, deren sich auch wohl kein Patriot erwehren konnte, der einen Gustav ein so großes Werk, allein und so bewundernswürdig, durch die Stärke seiner Beredsamkeit, seine standhafte Entschlossenheit, seine liebreiche Mäßigung, und seine Gegenwart des Geistes ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, ohne einen Menschen unglücklich zu machen, in wenigen Stunden ausführen sahe. Am besten thun daher diejenigen, welche blos die Urkunden und Aktenstücke, die zu dieser glänzenden Begebenheit gehören, sammeln und es der Nachwelt überlassen, daraus einst das schönste Stück der Geschichte pragmatisch zu entwerfen. Zu dieser gehört auch der Hr. Reg. Rath v. Heß in dieser Schrift, die keinesweges, wie man fast aus dem Titel schließen möchte, etwa ein ius publicum Sueciae, oder dahin

ein-

einschlagende eigne Arbeit desselben, sondern größtentheils außer der Einleitung und einer Rede blos Uebersetzungen der schwedischen, bey dieser Gelegenheit bekanntgewordenen Reden, Dokumente und Urkunden enthält. Man kennt den Hrn. V. schon aus verschiedenen andern Schriften als einen Mann, der Genie, Feuer, Witz, Kenntniß der Welt, viele Belesenheit, Freymüthigkeit, die bisweilen in Dreistigkeit und Invektiven ausbricht, und Einsicht, besonders in neuere schwedische Staatssachen besitzt, zu welcher letztern ihm verschiedene Verbindungen in Schweden behülflich gewesen. Nur Schade, daß ihm von der einen Seite gar zuviele Neigung sich derselben auf allerhand Art zu rühmen, anhängt, und daß von der andern Seite sein Geist noch nicht genug besänftiget ist, indem man es ihm nur gar zu bald abmerkt, zu welcher der ehemaligen unglücklichen Partheyen in Schweden er gehöret hat.

Selbst von der Einleitung hätten wir uns ganz was anders vorgestellt. An statt ein Bild der ältern schwedischen Staatsverfassung zu entwerfen, zu zeigen, wie sich solche von Periode zu Periode geändert, und worinn der Grund dieser Veränderungen bis zur jetzigen zu suchen sey, eilt er in ein paar Perioden über die zur Kenntniß des schwed. Staatswerks so nöthige ältere Geschichte weg, gedenkt nicht einmal der alten Gustavischen Regierungsform, worauf die itzige gewissermaßen reducirt ist, und ist schon auf der zwoten Seite beym Tod Carls XII, und der darauf veränderten Regierungs-

rungsart. Er gesteht, daß der ausübenden Macht damals zu enge Schranken gesetzt worden. Indem man sich solchergestalt, sagt er, wider die einheimischen Eingriffe zu sorgfältig verwahrte, so übersah man die innerlichen Umstände nicht, welche daraus entstehen, und von fremden Mächten zu Schwedens Unterjochung angewendet werden konnten. Man bedachte nicht, daß der Regent mit dem Zwange der Regierungsart unzufrieden, in fremde Absichten sich einlassen möchte, um dabey für seine Person zu gewinnen; Und wer weiß, was sich zugetragen hätte, wenn der Regent einen festen Charakter gehabt hätte, und beerbt gewesen wäre? Der V. geht einen gewissen Zeitraum vorbey, weil in unterschiedenen vornehmen Familien die alten Wunden wieder bluten würden, wenn er sich über diese Crisis äußerte. (Wenn er doch allenthalben so gedacht hätte!) Er zeigt darauf einen Fehler an, den die Regierung 1736 begieng, und wodurch sie den Weg zu der Kühnheit bahnte, mit welcher sich nachher die Nation in Staatssachen, die über ihre Sphäre waren, gemischt hat; allein er vergißt dabey anzuzeigen, daß er diese ganze Anekdote dem Hrn. Reichsrath Grafen von Höpken in dessen vortrefflichen Rede auf den Grafen Teßin, zu danken hat. Er beschreibt endlich, nachdem er über gewisse Dinge weggeeilt, die Cabalen des letzten Reichstags, und kommt auf die große Revolution und die neue Regierungsform. Wir haben, sagt er sehr schön, in unsern Tagen gesehen, daß die unumschränkteste Macht schwankend werden kann,

wenn

wenn sie nicht mit Weisheit gebraucht, und von der Liebe der Unterthanen nicht unterstützt wird. Wir haben erfahren, wie wenig die bloße Eigengewalt, zur Verbesserung der Constitution beytragen kann, daß sie zwar schnelle Veränderungen zu bewirken vermag, aber daß solche in der Folge noch schädlicher sind, als das abgeänderte Gesetz gewesen ist, und daß man sich unter den gar häufigen Veränderungen mit den Mitteln dergestalt verwirret, daß man, um nur aus der Sache zu kommen, das Schwerdt des Alexanders gebrauchen muß. Ebenfalls haben wir auch erfahren, daß die Regierungsart in einem ganz freyen Staat auf die gewaltsamste Weise ist verändert worden, und in beyden Fällen hat der Grund dazu in einem Fehler der Gesetzstiftung gelegen. In dem einen ist ein gar zu großes Uebergewicht in der Schaale der Macht, und in dem andern in der Schaale der Freyheit gewesen. Wie lange man auch an dergleichen Staatsgebäuden flickt, so werden sie doch nimmer dauerhaft.— Dies sah der scharfsinnige Gustav wohl ein, und daher warf er ein Staatsgebäude übern Haufen, zu dem zwar von allen Ordnungen ein Stück genommen war, das aber im Ganzen die schlechteste Symmetrie hatte. Unser weise König erkennt, daß die Beschützung seines Volks eine von den Hauptpflichten seines großen Berufs sey, und er hat solches schon in der That erwiesen. Aber da sein erleuchteter Verstand sie nicht ausschließungsweise, sondern in Verbindung mit allen andern Pflichten betrachtet, so hat er friedliche Gesetze

gemacht,

gemacht, welche der sittlichen Natur nicht allein anständiger, sondern die auch der Größe seines Reichs, und dessen ökonomischen Umständen angemessen sind.

Auf diese Einleitung von siebzehn Seiten, die nur zu unvollständig und anfangs zu kurz ist, worinnen man indessen doch mehr dergleichen schöne Stellen antrifft, folgen so gleich die Reden des Königs bey Eröffnung des Reichstags, bey der Huldigung im Jun. 1772. an die Reichsstände den 21. August, und beym Schluß des Reichstages; die Abschiedsreden des Landmarschalls und der übrigen Sprecher, nebst der Regierungsform, welche wir alle schon nebst noch einigen mehrern, die wir hier nicht finden, beym Micheleßi gelesen haben. Dagegen hat diese Sammlung auch die Königliche Versicherung nebst dem Reichstagsbeschluß, die wir nicht beym Micheleßi antreffen. Der teutsche Uebersetzer des Micheleßi hatte aus dem Französischen übersetzt, die Regierungsform ausgenommen, die nicht von ihm, sondern vom Hrn. Prof. Möller in Greifswald aus dem schwedischen Grundtext sehr sorgfältig gemacht war. Herr von Heß hat dagegen aus dem Schwedischen selbst übersetzt, und dies müßte seinen Uebersetzungen einen Vorzug vor jenen geben, wenn sie anders sonst getreu und gut wären. Nur ist zu bedauern, daß fast keine Seite vorkommt, die nicht Beyspiele des Gegentheils enthält. Es ist keinem eine Schande, daß er nicht so stark in der schwedischen Sprache ist, um in derselben fehlerfreye

Ueber-

Uebersetzungen machen zu können; nur wolle er alsdann, wenn er besonders, so wie der V. selbst so viel gutes schreiben kann, sich lieber mit dergleichen Arbeit gar nicht befassen, noch vielweniger aber auf andre, die etwa gleiche Arbeit übernommen, so unbillige Ausfälle thun, als hier in der Vorrede geschieht, und dann wohl gar dazu, blos um ihnen den Credit zu benehmen, Privatbriefe großer Männer anführen oder misbrauchen. Es hänge damit zusammen wie es wolle; so sollten doch Personen vom ersten Range wohl für solch ein Verfahren sicher seyn, ob man gleich leider eine Zeit lang räuberisch genug angefangen hat, die Privatbriefe der Gelehrten wider ihren Willen drucken zu lassen, ja ihnen wohl gar Dinge anzudichten, die sie nie sagen wollten. Der Recens. erinnert sich im vorigen Jahr gewisse Briefe gesehen zu haben, die, wenn der angegriffene Theil genöthiget würde, oder sich berechtigt zu seyn glauben könnte, sie bekannt zu machen, den Hrn. V. wegen dieses übereilten Verfahrens leicht beschämen dürften.

Auf diese Uebersetzungen folgt des Hrn. von Heß historische Lobrede auf den Baron von Lantingshausen, ein Stück, das gar keine Verbindung mit dem schwedischen Staatswerk hat. Es soll kein eigentlicher Panegyrikus, sondern etwan nur das seyn, was die Franzosen Eloge nennen; allein, es ist mit ungleich mehr Feuer und Philosophie geschrieben, und ausführlicher, als ihre so genannten Eloges bisweilen zu seyn pflegen.

Freylich

Freylich sind die Blumen, die der Verf. auf das Grab des Hrn. v. L. streuet, nicht lauter Rosen, es sind auch Veilgen und Vergiß mein nicht darunter gemischt, ohne darauf zu sehen, ob auch einige davon schon welk seyn möchten. Hin und wieder haben wir zwar Spuren einer dem V. fast zur Gewohnheit gewordenen Selbstsprache, einige wenige Deklamationen, wovon er doch bald selbst wieder einlenket, bekannte Maximen, und zu viel Affekt, besonders wenn er auf Parteysachen kommt, bemerkt; allein von der andern Seite wollen wir der Rede auch verschiedene feine Wendungen und schöne Stellen nicht absprechen. So sagt der V. 146. Der Hr. v. L. ergriff aus Dankbarkeit jede Gelegenheit, bey welcher er der französischen Nation nützliche Dienste thun konnte. Leute, welche gleich dem Chamäleon die Farbe von der Fläche annehmen, worauf sie stehen, haben daraus eine Abhängigkeit gemacht. S. 153. Er ließ oft etwas machen, nicht, weil er es nöthig hatte, sondern um den Künstlern Gelegenheit zu geben, sich in ihrer Kunst zu üben, und ihre Arbeit belohnte er nicht nach der Größe der Fläche, worauf sie gearbeitet, sondern nach dem Fleiß, welchen sie darauf gewandt hatten. — Das Schurzfell hat den guten Glauben so wohl nöthig als der Chorrock. Wie körnigt! und wie viel sagt die Schilderung, S. 162? Er ließ einen gewaltsamen Marodeur henken, und sorgte liebreich für die Unterhaltung des Weibes und der Kinder.

Endlich

Endlich finden wir zuletzt noch die schon vorher besonders gedruckte Uebersetzung der Rede wieder beygefügt, welche der Reichsrath Graf Scheffer den 28. August 1772 in der Akademie der Wissenschaften, in Gegenwart des Königs gehalten hat, über die Verbindung, in welcher die Art der Grundgesetze und die Glückseligkeit des Volks stehen, das nach solchen regiert werden soll. Wir werden den Inhalt derselben hier nicht anführen. Wer hat dieses Meisterstück einer wahren politischen Beredsamkeit, voll philosophischen Geistes, Kenntniß der Welt und der Geschichte, des Menschen und der Nationen, nicht schon in dieser oder der weit bessern französischen Uebersetzung derselben, die von dem wismarschen Tribunals-Präsidenten, dem Hrn. Baron von Höpken herrührt, gelesen und bewundert? In der That ist diese teutsche Uebersetzung weit unter dem Original, und scheint gar zu flüchtig gemacht zu seyn. Man hat dies dem V. schon an verschiedenen Orten vorgeworfen, und wir wollen uns hier nur auf das Urtheil selbst eines schwedischen Kunstrichters in den Nya allmänna tidaingar von d. J. S. 583 berufen, welcher sagt: „Ein Uebersetzer, der Känslor durch Kenntnisse, frodiga Trän durch geringe Bäume, täta durch enge, nudanrödja durch verwandeln, trifwas durch getrieben werden, Lagrar (Lorbeern) durch Lager, (dieser Fehler kommt eigentlich nicht in dieser Rede, sondern in der Hessischen Uebersetzung der ganz fürtrefflichen, eines Tacitus würdigen Rede des Hrn. Reichsraths Graf v.

Höpken, auf den Grafen Teßin vor,) übersetzt, und sich also die Aehnlichkeit des Lauts von dem wahren Verstande der Worte ableiten läßt, kann unmöglich schwedisch genug verstehen, um es sich zuzutrauen, die Meisterstücke oder Beredsamkeit in eine fremde Sprache zu übersetzen."

VI.

Lustspiele von J. C. Brandes. Erster Theil; enthält den geadelten Kaufmann, den Graf von Olsbach und den Hagestolzen. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1774.

Der Herr Verfasser liefert uns in diesem Bändchen drey von seinen einzeln gedruckten Stücken, und besonders das zweyte, mit verschiedenen Verbesserungen nach der neueren Ausgabe. Er besitzt die wahre Selbstverleugnung eines Schauspieldichters, sein Ohr jeder gegründeten Critik zu leihen und ist selbst Critikus genug, die gebliebenen Flecken aufzusuchen und wegzuwischen.

Wir dürfen also mit Recht erwarten, daß er bey den noch übrigen Stücken, (von denen wir wünschen, daß sie ihren Geschwistern bald in einem zweyten Theile nachfolgen mögen,) noch glückliche Veränderungen vornehmen werde. Herr B. hat den Vortheil vor vielen, daß er seine Stücke noch ungedruckt auf der Bühne sehen, und sie nach den

Urtheilen des Publikums, so wie er solche nicht selten am richtigsten aus der ersten Hand schon erhält, umarbeiten kann; sollten wir ihm daher wohl zu viel thun, wenn wir erwarten, daß er uns künftig seine Arbeiten mehr ausgefeilt geben möge, als wir sein neueres Stück, den Hagestolzen, gefunden haben?

In der Vorrede trafen wir die Anmerkung des Herausgebers zu der irrigen Meynung des V., „daß die Fabel auf der Bühne ans Wunderbare grenzen müsse, um uns Teutsche zur Illusion zu bringen," ganz an ihrem Orte. Wenn es wahr ist, daß es ein alltägliches Gesicht auf unsere minder reizbare Nerven nicht immer starken Eindruck macht, so ists doch nicht minder gewiß, daß wir vor einem Gesicht, das uns verzerrt zu seyn scheinet, zurücktreten.

Ueber den Plan des geadelten Kaufmanns sagen wir nichts, da ihn der V. selbst ein bloßes Gemälde nennt, wo die Handlung mit Schneckenschritten fortgeht.

Bey dem Charakter des von Rutler müssen wir dem V. widersprechen, wenn er ihn noch immer in der Natur zu seyn glaubet, und so wie er da ist, ihn durchaus zu rechtfertigen sucht. Einzelne Züge desselben mag er an den verschiedenen Handelsorten, die er auf seinen Reisen berührte, aufgefunden haben, aber nie alle in einem solchen Urbilde, nie den Charakter selbst in einer solchen Zusammensetzung, die an das Burleske grenzt.

Auch Qualm wird mit seinen Sprüchwörtern zu Zeiten unausstehlich; Z. B. Akt 2. Auftritt 23. zwischen der Baroneßin und von Rutler, wo er das: Nach Regen folgt Sonnenschein, anbringt. Justine, der wir es so schon zu Gute halten müssen, daß sie aus keiner andern Ursache, als um den ehrlichen Wilms am Ende zu heyrathen, so mit drunter läuft, sollte ihre natürliche Munterkeit nicht so oft in Wildheit und Schadenfreude ausarten lassen. Auftritt 11. im dritten Akt sagt sie, da ihr adelicher Bruder den betrügerischen Banqueroutiers das Urthel fällt, sehr auffallend hart und boshaft: „Ey, Ey, Bruder! wie stehts denn um deinen Hals!“ — Sonst hat uns das Ende des Stücks sehr wohl gefallen, und wir sind gewiß, daß es auch auf der Bühne von vortrefflicher Wirkung seyn müsse.

Der Graf von Olsbach bleibt noch immer des Verfassers vorzüglichstes Stück; es läßt sich eben so gut lesen, als sehen. Durch die Ausmerzung des Kaufmanns und Poeten hat es gewonnen. Des V. Ursachen aber, warum er den Kulpel durchgehends als denselben beybehalten, auch selbst Akt 3, Auftritt 2, haben uns nicht recht genügen wollen: Denn ein Fehler, wie er selbst nicht in Abrede ist, bleibt immer ein Fehler, auch wenn er Lachen erregt.

Der Hagestolze. Dies neuere Stück hat nicht unsern Beyfall, so wie die vorigen, erhalten. Zwar verleugnet auch hier Hr. B. sein Genie zum

Comi-

Comischen nicht. Der Plan ist regelmäßig angelegt und der Dialog, bis auf einige Stellen, lebhaft genug. Allein es scheint, als wenn der Haupt-Charakter verfehlt sey. Wollte Herr B. mehr den alten Wollüstling als einen Mysogin schildern, so hatte er Recht. Akt 2, Auftritt 3, prediget der Dokter, so wie öfter, auf eine hier höchstwiedrige Art. Ferner im vierten Akt, Auftritt 13, zwischen der Baronessin und von Ramm, wird äußerst langweilig; die ganze Art des Verfahrens der Baronessin, besonders am Ende, gefällt nicht. Auch sollte Agathe auf eine feinere Art, mit mehr Verschlagenheit den Hagestolzen lächerlich zu machen suchen, und ihr Betragen im fünften Akt nicht so schändlich beleidigend seyn.

Bey der Stelle, wo Michel sie endlich fortschleppen muß, fiel dem Recensenten der Schluß des Singespiels: Die Gouvernante ein, womit Schuch ehedem die Berliner Gallerien zum Lachen brachte. Ueberall macht die Hauptgruppe im Stück eine klägliche, durch des Hagestolzen Nachsicht durchaus verdorbene Haushaltung. Wie niedrig, wie ekelhaft müssen dem gesitteten Zuschauer die Auftritte vorkommen, wo Hagestolz mit einem Handtuch um den Leib versehen ist, wo ihm Seife und Wasser in den Caffee gegossen wird, wo man ihm Pöckelfleisch mit Sand giebt, imgleichen die Art, wie man ihn im fünften Akt aus- und anzieht. Ueberhaupt interessirt der Haupt-

Charakter als Hagestolz wenig, und wenn Herr B. auch noch dem Stücke die kritische Feile wiederfahren lassen sollte, so würde es unsers Erachtens immer noch gegen die meisten seiner übrigen Stücke zurücke bleiben müssen.

VII.

Sittliches Erziehungslexicon oder Erfahrungen und geprüfte Anweisungen, wie Kinder von hohem und mittlerm Stande zu guten Gesinnungen und zu wohlanständigen Sitten können angeführt werden. Ein Handbuch für edelempfindsame Eltern, Lehrer und Kinderfreunde, denen die sittliche Bildung ihrer Jugend am Herzen liegt. Erste Probe, von C. D. Küster. Magdeburg. 1774. 10 Bogen.

Zu schleppende und gedehnte Titel zeigen nicht so wohl, was für Materien, als was für einen Styl man in dem Buche zu erwarten hat.

Grotesk nennt der Verfasser in der Vorrede ein Erziehungslexicon. Man könnte es wohl noch entschuldigen. Ein Erziehungssystem giebt es wirklich noch nicht, wirds auch wohl nie geben. Es verträgt daher diese Materie so leicht ein Lexicon als die Polyhistorie nach der Meynung der Encyklopädisten. Doch das will der V. nicht einmal; denn er begehrt seine Materie nicht erschöpft

zu

zu haben, und ist doch durchs ganze Alphabeth der Erziehung so durchgegangen, daß von den meisten Buchstaben eine Probe gegeben worden ist.

Wir sprechen dem Werkchen darum nicht seinen Nutzen ab. Es soll wie Luthers Unterricht für die einfältigen Pfarrherren dienen; das heißt, für Personen, die nichts in einer an einander hangenden Folge denken oder lesen können. In so weit es also gemeinnützige Wahrheiten und Bemerkungen mehr bekannt macht, konnte ihm immer einiges Verdienst zugeschrieben werden, und bey den Leuten, denen es bestimmt ist, mag auch wohl der sanfte, und, damit wir des Verfassers Lieblingswort brauchen, holde Styl, der für andere affektirt, süß und ermüdend scheinen möchte, der bequemste seyn, sich Eingang zu verschaffen. Doch es sollen auch Probleme für nachdenkende Leser vorkommen! — Wir wollen nun noch von einigen Titeln, so wie wir nach Lexicons-Manier darauf geführt werden, unsere Gedanken sagen.

Advokaten — Wie kommen diese Leute ins Erziehungslexicon? dachten wir. Doch es sind die Leute, welche die kleinen Verbrecher gegen die Strafe vertheidigen.

Allgemeine Erziehungsregeln. Dies soll nun eben nicht für einfältige Leser seyn. Der Verfasser glaubt, daß die Aehnlichkeit aller Menschenseelen auch allgemeine Regeln voraussetze. Das kann wohl seyn. Aber die erstaunend verschiedenen Bestimmungen eben dieser Seelen, die bis ins

unendliche durch alle Nüancen fortgehende Mischung der Gemüthsarten, macht sie nicht blos allgemeine Regeln in der Anwendung unnütz? Der Arzt, der mit der völligsten Kenntniß der allgemeinen Regeln der Heilungskunst nicht auch praktisches Urtheil und scharfen Beobachtungsgeist verbindet, wird immer schlechte Curen machen. Allgemeine Regeln müssen in besondern Fällen immer erst ihre Bestimmung erhalten, ehe sie anwendbar sind. Ueberhaupt, denke ich, wird die Erziehungs- und Heilkunst mehr übereinstimmendes haben, als wir hier ausführen können; und daraus mag es sich auch erklären, warum es bey der Erziehung so schlecht abläuft, wenn man jedes Naturell und jeden Stand auf eine Art behandeln will. Darum verstehe ich nicht, was der Verf. sagt S. 10. Erfunden und gebraucht sind auch diese allgemeinen Erziehungsregeln längst; aber sie sind noch ein Arcanum, das nicht alle Eltern wissen — — wissen? Das ist wohl nicht die Sache. Sie können so allgemein nicht gebraucht werden, eben weil sie allgemein sind — — Weiter heißt es: Wenn man erst die Pädagogie des menschlichen Geschlechts überhaupt kennte, so würde man nachher für jeden individuellen Fall sehr leicht die besondern Erziehungsregeln finden. Auch wird S. 9 von allgemeinen Formuln geredet. Uns fallen dabey die Eulerschen ein, welche zum Grunde der Mechanik liegen. Vorausgesetzt, daß dergleichen auch eben so gut für die Erziehungskunst gefunden werden könnten, so würde doch

noch

noch daraus nicht folgen, daß die besondern nun so ganz leicht sich daraus herleiten lassen. Eben die Gleichungen und Funktionen, welche man nun in jedem besondern Falle erst aus der Natur des Subjekts herleiten müßte, machen immer noch Schwierigkeit genug, und die Seele leget sich noch lange so deutlich unsere Sinnen nicht dar, als die körperlichen Bewegungen — —

Die Aufmerksamkeit soll auch dadurch bey der wissenschaftlichen Erziehung gestärkt werden, daß man bey dem Anfange einer Wissenschaft gleich den Nutzen derselben zeiget. Das ist nun schon so eine allgemeine Regel. Was gehört aber dazu, sie, ohne dunkel oder weitläuftig zu werden, in jedem besondern Falle anzuwenden?

Zur Bescheidenheit rechnet der Verfasser, daß die Kinder nie drappen, nie zur Unzeit laufen und springen. Wir bitten nur, daß es ihnen auch nicht zur Unzeit untersagt, und als eine überhaupt böse Handlung ausgelegt wird, den Körper zu dem zu gebrauchen, wozu er die Fähigkeit hat, die ihm nicht umsonst gegeben, und deren Anwendung der Jugend so gar ein Bedürfniß ist. Bey lauter Leisetretern würde die Republik nicht wohl fahren. Man sehe den folgenden Titel: Bildung des Körpers, bey welchem der Verfasser sehr vernünftig über das gar zu hart gewöhnen, was manche Leute jetzt nach dem Rousseau vornehmen, redet. Es ist richtig, daß auf solche Art zur Kälte gewöhnte Kinder leiden, wenn sie in

einer Welt leben, wo die meisten noch sehr warme Stuben brauchen.

Das, was der Verfasser von dem Eindruck der Vorstellungen auf das Gemüth junger Leute sagt, und von der Art ihn hervorzubringen, hat uns gefallen, ohngeachtet er nichts neues enthält. Aber es kann nicht zu oft gesagt werden, daß man bey der Erziehung das meiste durch übelgewählte und noch schlechter vorgetragene Bewegungsgründe versieht. Wir bemerken nur hiebey. Man kann noch wohl Mittel finden, auf ein Gemüth Eindruck zu machen; aber ihn zu erhalten, Nutzen davon zu ziehen, wie macht man das? wie verfolgt man seinen Sieg? Wir erwarteten etwas unter dem Titel: Empfindsamkeit; er ist aber unserer Meynung nach zu schwankend und nicht unterrichtend genug.

Bey dem Artikel von der Erfahrung dringt der Verfasser mehr auf die Benutzung fremder als eigener Erfahrungen. Dies ist sehr gut; aber so lange das Erziehungsgeschäffte individuell ist, würde ich noch viel stärker jedem rathen, seine eigenen Erfahrungen zu nutzen, Beobachtungen nicht nur zu sammlen, sondern auf das Subjekt, was er vor sich hat, aufmerksam zu seyn, als wäre es das erste, was er zu behandeln hätte. Homer läßt sich immer aus dem Homer am besten erklären. Man bringt oft die Sache durch zu viele Parallelstellen nur in Verwirrung — —

Frey-

Freygeist. Einer der vernünftigsten Räthe, den der Verfasser am Ende dieses Titels giebt, ist, daß man die Freygeister den Kindern und Jünglingen, welche man dafür warnet, nicht durchaus so abscheulich schildere (wie sie doch würklich nach des Verfassers gleich Anfangs gegebenen Beschreibung ausfallen.) Ich glaube, daß mancher darüber so wie Lichtwehrs Lamm in die Hände des Tigers gefallen ist, weil er nicht so viel äußere Schönheit bey ihm vermuthete.

Groß. Die Geschichte klinget ganz artig, wie man ein Kind durch die Begierde, groß von Natur zu werden, zur Artigkeit und Tugend gelenket habe. Aber es müßte doch wol viel Behutsamkeit gebraucht werden, es nicht noch mehr in der Eitelkeit zu stärken, wodurch der Uebergang zu reeller Größe nur noch schwerer würde.

Härte des Gemüths. Wie soll man Kinder dafür verwahren? Dazu giebt der Verfasser einige unbestimmte Regeln. Schwerer ist es noch, sie zu heben, wenn sie schon da ist. Der Verfasser giebt dazu eben keine Regel.

Was die Juden so besonders in dem Erziehungslexicon sollen, sehe ich nicht. Unter dem Titel: Toleranz, oder allgemeine Menschenliebe, hätten sie beyläufig erwähnt werden können. Und der Verfasser spricht an einer Stelle, als sollte man aus dem Grunde die Kinder warnen, sich diese Leute nicht zu Feinden zu machen, weil man nicht wissen könne, wie bald sie ihren äußern

Glanz

Glanz und Hoheit wieder erhalten würden. Gewiß hat mir diese Anspielung auf eine so streitige Frage hier am wenigsten gefallen!

Ueberhaupt, nachdem wir das Ganze noch einmal übersehen haben, kömmt so viel heraus: Der Verfasser hat, mit seiner Erlaubniß, selbst für ein Lexicon zu wenig Plan gemacht. Wir wollten ihn gern gleich anfangs mit dem Beyspiel eines großen Mannes entschuldigen, der auch über einen wichtigen Gegenstand einzelne Abhandlungen nach alphabetischer Ordnung geschrieben hat. Aber jeder einzelne Titel gehöret so unter den allgemeinen, daß man schon bey der Benennung eines jeden Theils findet, daß er als Materialie zum Bau des ganzen Gebäudes erfordert wurde; und dann hat jener Verfasser jeden Theil für sich mit einer Meisterhand bearbeitet, und so gefertiget, daß er würklich brauchbar ist. Unser Verfasser hat beydes zu oft versäumet. Es mag ihm frey stehen, sich mit seiner Absicht zu entschuldigen, wenn er ohne in tiefsinnige Theorie sich einzulassen, doch immer deutliche und bestimmte praktische Regeln angegeben hätte. Allein, die Wahrheit zu sagen, wir finden ihn häufig zu überhinfahrend, und seine Regeln und Bemerkungen zu schwankend und zu trivial, als daß wir uns großen Nutzen davon versprechen könnten.

Leute, die so weit über ihre Erziehungspflicht nachdenken, daß sie ein Buch zu Rathe ziehen, werden wohl von selbst im Stande seyn, solche oder

eben

eben so gute Bemerkungen und Ueberlegungen zu machen, als wozu ihnen der Verfasser die Hand bietet. Und die andern lesen nichts zu der Absicht, und werden den Verfasser auch nicht lesen. Noch eins gefällt uns nicht. Das Buch ist jungen Kindern zugeeignet. Sie sollen es doch nicht selbst lesen? Man muß es Sie ja nicht wissen lassen, daß man sie durch kleine Finten, z. B. daß sie nicht groß werden würden, wenn sie nicht artig wären; nur zuerst einzufangen suche. Und die ganze Oekonomie der Ruthe, wäre auch, denke ich, keine Lektüre für sie. Dies gefiele uns noch weniger, als der wunderliche Gebrauch, aus dem Plutarch grade sein Buch de puerorum educatione zum Schulbuche zu machen.

VIII.

Briefe zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn von Stande, sechster und letzter Theil, 624 Seiten, 8. Leipzig und Breslau. 1773.

Herr Dusch hat also nun auch dies Werk, wovon im Jahr 1764 der erste Theil erschien, vollendet. Freylich sieht es jetzt ganz anders aus, als es allem Vermuthen nach bey der ersten Idee aussehen sollte. Denn um dem Titel nur einigermaßen zu entsprechen, hätte Hr. D. sich, wo nicht auf alle, doch auf die wichtigsten Gegenstände des Geschmacks einlassen müssen. Man kann noch immer

immer einen sehr mangelhaften Geschmack haben, wenn man gleich über das Lehrgedicht richtig urtheilt; und blos auf dieses schränkt Hr. D. sich ein; oder wenn er auch einmal einen Flug über die Grenze wagt, so läßt er seinen Grund und Boden doch nicht aus den Augen, und kehrt so bald möglich wieder heim. Sechs Bände über eine einzige Art von Gedichten? Was vollständiges könnte darin erwartet werden, das ist wahr; es mag auch wohl darin seyn; nur so wie das Werk da ist, kostet es Mühe, alles herauszufinden. Hr. D. hat aller Wahrscheinlichkeit nach, ohne Plan gearbeitet. Die Methode, die er wählte, ist an sich sehr gut. Beym mündlichen Unterricht hat sie vorzüglichen Werth. Der Geschmack wird nie sicherer gebildet, als wenn man einzelne Werke durchgeht, und so wohl die Schönheiten als die Fehler vom Ganzen und vom Detail, mit den Gründen des Urtheils, und den Verbesserungen, die gemacht werden könnten, vorträgt. Aber bey schriftlichen Abhandlungen veranlaßt diese Methode doch Weitschweifigkeit, und wenn sie durch mehrere Bände fortgesetzt wird, zuletzt eine sehr unangenehme Monotonie. Eigentlich hat Hr. D. bisher nur zerstreute Materialien für das Lehrgedicht geliefert. Da er nun aber die letzte Hand anlegen und in einer neuen Ausgabe, davon schon der erste Band heraus ist, sein Werk noch einmal umarbeiten will, so ist zu hoffen, daß er hauptsächlich auf mehrere Ordnung sehen wird.

Dieser sechste Theil enthält Satyren, komisch-epische Gedichte, und poetische Briefe. Sonderbar fällt es doch auf, wenn man hier vieles wieder abgedruckt findet, was schon im ersten Theile stand. Auf die Art läßt es sich leicht Bücher schreiben. — Der V. beurtheilt nach seiner Gewohnheit Alte und Neue, Deutsche und Ausländer, die in diesen Dichtungsarten gearbeitet haben. Ueber die Theorie derselben sagt er wenig, bemüht sich auch eben nicht, genaue Begriffe festzusetzen. Nur ein Beyspiel von der Satyre. „Die Satyre, im Ton von dem Briefe wenig „oder gar nicht unterschieden, ist vertraulich, un„terhaltend, ungezwungen, unstudirt, leicht in „den Verbindungen, aber oft schnell in den Ue„bergängen von einer Sache zur andern, doch so, „daß die Verbindungs-Gedanken von dem Leser, „ohne Anstrengung hinzugedacht werden können. „Sie hat also Ordnung, aber oft versteckte Ord„nung, und alle Theile derselben stimmen zu ei„nem Hauptzwecke zusammen.“ Weiter nicht ein Wort; und nun geht er gleich zu den Satyren des Horaz fort. Sollte diese Erklärung uns wohl bestimmte Begriffe von den eigenthümlichen und unterscheidenden Merkmalen der Satyre geben? Sollten sie auch nur für den Ausdruck dieser Dichtungsart vollständige Regeln enthalten? Indessen finden sich hin und wieder in den Briefen zerstreute Anmerkungen, die zum Theil sehr brauchbar sind, wenn der Leser sich Mühe giebt, sie zu sammlen, und Geschmack hat, sie zu prüfen.

Wie

Wir können uns nicht darin einlassen, sondern müssen dem Verf. in das Detail seiner Schrift folgen. Bey den Producten der Römer und Ausländer hat er das Original meistentheils seinen Uebersetzungen hinzugefügt, und dadurch ist eben sein Werk stärker von Ausdehnung, als von innerm Gehalt geworden. Die Uebersetzungen sind meistentheils richtig und lebhaft; aber wir bemerken eine gewisse Ungleichheit, welche anzuzeigen scheint, daß der V. mit sich selbst über die Regeln der Uebersetzungskunst nicht recht eins ist. Zuweilen ist er außerordentlich gewissenhaft, zuweilen wieder sehr frey. Frey z. B. kommt es uns vor, wenn er durch die ganze dritte Satyre des Horaz das römische tu mit dem überhöflichen deutschen Sie ausdrückt; oder S. 68 den Vers des Juvenals: donec Bithyno libeat vigilare tyranno, so übersetzt: bis es Seiner Majestät gefalle, vom Schlaf aufzustehen. Aehnliche Stellen sind S. 122 aus dem Pope: A dire dilemma; ein grausamer Zustand. S. 433 aus dem Horaz: Janus summus ab imo; der ganze Markt. S. 263 die molleſſe des Boileau heißt Gemächlichkeit, lange nicht stark genug. S. 241 drückt der Uebersetzer cachot durch Coye aus, ein holländisches Wort, das gewiß in dem größten Theil von Deutschland niemand versteht, und welches auch den Begriff von cachot gar nicht erschöpft, weil es eigentlich den Ort in kleinern Fahrzeugen bezeichnet, wo der Schiffer zu schlafen pflegt. Zuweilen ist Herr Dusch wieder sehr gewissenhaft.

So

So hätte er z. B. S. 122. Saving Counsel, durch heilsamen Rath, unserer Meynung nach recht gut, übersetzt, und doch macht er sich selbst darüber Vorwürfe, daß es nicht genau genung ist. Horaz S. 422 nennt sich donatum jam rude; Hr. D. sagt: Horaz sey mit dem Rapier beschenkt. Ist das nicht zu ängstlich? Eben so kommt uns der Vers vor S. 447, da Boileau ein Haus beschreibt: le soleil en naissant la regarde dabord. Eigentlich sollte es doch wohl heißen: das Haus liegt gegen Morgen, u. s. w. —

Wir müssen noch ein Wort von dem Urtheile des Kunstrichters über seine Dichter hinzufügen. Bey den Ausländern schränkt er sich auf den Plan und die Schönheiten oder Fehler des Ganzen ein. Unter den Römern werden Horaz, Persius, und Juvenal richtig charakterisirt. Eben so auch die Engländer. Garths Armenapotheke ist eine sichtbare Nachahmung vom Pult des Boileau; dürftige Erfindung, unschicklicher Plan, langweilige und überhäufte Maschinen, die doch nichts zur Ausführung beytragen; nur durch einige lustige Auftritte und eine starke Satyre werden die Leser schadlos gehalten. Rochester scheint mit Unrecht weit über den Boileau erhoben zu werden; er hat etwa den einzigen Vorzug der Präcision im Gedanken und Ausdruck: Richtiger sind die Urtheile über Pope, der sein verdientes Lob erhält, und über Churchill; am richtigsten das über Young. Unter den Franzosen wird Boileau

in allen drey Abschnitten dieses Bandes angeführt, aber sehr ungleich behandelt. Unserer Meynung nach verdient er weder den Tadel noch das Lob, die ihm der Verf. beylegt. Sehr scharf greift er ihn über seine achte Satyre an, und fällt dabey zum Unglück selbst in einen Ton, der satyrisch seyn soll, aber noch wohl etwas mehr wird. Was er ist, mögen die Leser aus dem Schlusse urtheilen: „Sie „sollen diesmal frey ausgehen, ohne ein Esel mit „andern Eseln zu seyn.“ Wie nennt man die Sprache? Doch wohl nicht Satyre? Eben dieses Dichters Pult wird im eilften Briefe nach Verdienst gelobt. Nur können wir dem Kunstrichter nicht beypflichten, daß die Dichtung der Chicane, wie Hr. D. es übersetzt, besser seyn soll, als die Dichtung der Weichlichkeit. Denn zugegeben, daß allegorische Wesen in der komischen Epopee als Maschinen gebraucht werden können, welches doch so ausgemacht noch nicht ist, so muß gewiß eine Maschine, die gut seyn soll, zeitig angelegt werden, einen wichtigen Theil an der Handlung nehmen, und bis ans Ende thätig bleiben, das giebt Hr. D. selbst zu. Wie steht es aber nun mit seiner Chicane? — Unter den poetischen Briefen kommt Boileau noch einmal vor, und sein Brief über die Vorzüge des Landlebens wird außerordentlich gerühmt. Er ist immer schön; aber das außerordentliche finden wir nicht darin, sonderlich wenn wir ihn gegen den Horaz, den Boileau hier sichtbar nachahmt, oder auch gegen unsern Kleist halten. —

Die

Die deutschen Dichter werden von unserm V. sehr freymüthig, nicht blos in Absicht ihrer Gedanken, sondern auch in Absicht des Ausdrucks beurtheilt. Wenn wir aus seinen Urtheilen eine Classification unserer Dichter abstrahiren wollten, so muß Hr. Wieland den ersten Rang haben. Nicht Hr. Wieland der V. der Musarion, denn dafür ließen sich Gründe anführen, sondern Hr. Wieland der Verf. des neuen Amadis. Dieser neue Amadis wird hier mit so vollen Backen gelobt, daß der Kunstrichter auch so gar die Stellen wieder als schön abdrucken läßt, um derentwillen sonst mancher Leser das Buch still auf die Seite legte. Ueber die in diesem Werke vermischte Chronologie der mittlern und neuern Zeiten stellt Hr. D. eine weitläuftige und so ernsthafte Untersuchung an, daß Hr. Wieland, der über eine Erfindung zum Scherz gewiß nie so ernsthaft gedacht hat, selbst sich wundern wird. Von Haller haben wir nichts neues oder besonders gefunden. Schlegel war im Ausdruck, was die Präcision betrifft, leicht zu corrigiren; auch hat der Kunstrichter bey weiten nicht sein bestes Stück ausgesucht. Auch Cronegk wird corrigirt; ziemlich mikrologisch und doch nicht immer richtig, denn dazu gehörte mehr Rücksicht auf den Ton des Ganzen. Zachariä in seinen komischen Gedichten wird nach Regeln beurtheilt, die wir wohl einmal in einer Critik über das Toppe zum Grunde gelegt sehen möchten. Am härtesten wird Utz mitgenommen. Freylich sind der Sieg des Liebes Gottes und die Kunst stets fröhlich

zu seyn, gar nicht in Vergleichung mit den vortrefflichen Oden dieses Dichters zu setzen; aber doch in der Art der Critik, deucht uns, hätte ein Dusch mit einem Utz anders umgehen müssen. —

Bey der allgemeinen Freymüthigkeit, die der V. sich erlaubt hat, wird er unser eben so freymüthiges Urtheil unmöglich übel nehmen können. In dem Vertrauen fügen wir noch zum Schlusse die Frage hinzu: Für wen hat nun der Kunstrichter diese sechs Bände geschrieben? Wohl nicht für Lehrer; denn die möchten sie wohl nicht leicht durchlesen; auch nicht für Lernende, denn die müßten immer einen Lehrer zur Seite haben, der die Urtheile berichtigte: also für junge Herren von Stande. Der Titel ist doch wohl nicht eine Satyre? So viel lernt man immer aus dem Werke, als nöthig ist, um in gewissen Zirkeln für einen schönen Geist, ja wohl gar für einen Gelehrten gehalten zu werden.

IX.

Alfred, König der Angel-Sachsen, von Albrecht von Haller. Göttingen und Bern. 1773. 18. B. 8.

Herr von Haller fährt fort, den Plan, dem wir den Usong schon zu danken haben, weiter zu bearbeiten. Seine Absicht ist, zu zeigen, wie in allen Regierungsformen, sie mögen despotisch, oder eingeschränkt, oder republikanisch seyn, solche Regeln und Verfassungen eingeführt werden können, die das Glück der Bürger eines jeden Staats am sichersten und besten befördern. Diese Idee würde also derjenigen ähnlich seyn, die nach den Urtheil mancher Kunstrichter Homer und Virgil bey ihren Epopöen gehabt haben sollen, und die Fenelon bey seinem Telemach wirklich gehabt hat. Sie ist auch auf eine ähnliche Art ausgeführt. Der V. sucht seinen Vortrag dadurch angenehmer und auch praktischer zu machen, daß er aus der Geschichte älterer Zeiten Männer wählt, welche sich in der Nothwendigkeit befanden, entweder ganz neue Staaten einzurichten, oder zerrüttete wieder in Ordnung zu bringen. Er läßt sie so handeln, wie sie theils nach den Zeugnissen der Geschichte wirklich gehandelt haben, und theils auch, wie sie hätten handeln müssen, wenn sich die von ihnen eingeführte Regierungsform der Vollkommenheit nähern sollte. Der Grund ist also historisch; indes-

sen werden eingeschaltete Begebenheiten erdichtet, um das Ganze zweckmäßig vorzustellen.

Nach diesem Entwurf machte der V. zuerst beym **Usong** den Versuch, ob eine **despotische Regierung** nicht erträglicher werden könnte, wenn der Fürst ein solches Gleichgewicht in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung einführte, daß durch seine Diener niemand leicht vergewältigt, und der Wahrheit der Zugang zum Throne offen gehalten würde. Im **Alfred** geht er nun zur **gemäßigten Monarchie** fort. Zuerst erzählt er die Geschichte dieses großen Königs, der gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts in **England** lebte, in drey Büchern nach Anleitung des **Spelmann, Littleton, Hume** und andrer englischen Geschichtschreiber. Schon hier kommen lehrreiche Betrachtungen vor, über die Gesetze, die **Alfred** gab, über die Einrichtungen, die er im Lande machte, über den Hof des Fürsten, seine Religion, und seinen moralischen Charakter. Die Geschichte hat nicht viele Fürsten aufzuweisen, die mit einer solchen Fertigkeit ihre Gemüthskräfte auf so viele und auf so verschiedene Geschäfte zu wenden, und alle zu übersehen fähig gewesen wären. Und unter diesen Beschäftigungen des Königs war keine, die nicht zum letzten Zwecke das Beste seines Volks hatte.

Das **vierte Buch** ist eigentlich dasjenige, worinnen der V. seine Grundsätze von der gemäßigten Monarchie vorträgt. Es ist überschrieben: **die Räthe Amunds des Erfahrnen;** und durch

eine

eine angenehme Erdichtung lebhafter gemacht. Amund, ein nordischer Krieger, gieng unter der Anführung des Hasting mit einer Schaar von Waragern nach Constantinopel, und war mit ihnen die Stütze des sinkenden Reichs. Er erlernte daselbst die Verfassungen des Hofes und des Staats, die Gesetze und die Kenntnisse der alten Weisheit. Aber das kaiserliche Haus wurde gestürzt, und er gieng mit der Theophane, die er geheirathet hatte, und dem Hasting wieder nach Schweden zurück. Von da unternahmen sie mit andern Normännern Einfälle auf England. Alfred überfiel ihr Lager, wie sie abwesend waren, und machte ihre Weiber gefangen; aber zu grosmüthig, um sich auf eine unanständige Art zu rächen, schickte er ihnen dieselben, ohne die geringste Kränkung, wieder zurück. Die Normänner verließen England. Nur Amund, von Alfreds edler Handlung innigst gerührt, glaubte das Geschenk, das derselbe ihm in seiner Theophane gemacht hatte, nicht besser vergelten zu können, als wenn er ihm seine Freundschaft anböte. Er blieb beym Alfred, und theilte ihm seine Räthe über die Gesetzgebung und Staatsverfassung mit. Die Gespräche über diese Materien machen den Hauptinhalt des vierten Buches aus. Wo kein Gleichgewicht ist, beweiset Amund, da sind diejenigen allemal unzufrieden, deren Schale die leichteste ist. Er thut ferner die Schädlichkeit und Gefahren des Despotismus, so wohl für den Despoten selbst als auch für die Unterthanen, weitläuftig dar, so wohl aus der Na-

tur der Natur der Menschen, als auch aus der byzantinischen Geschichte. Daraus leitet er dann die Nothwendigkeit her, die Theile des Staats so richtig gegeneinander abzuwägen, daß nicht die Macht des einen Theils, einzeln den Ausschlag geben, sondern das gemeine Beste allein alle Mächte in eine gemeinschaftliche Richtung vereinigen könne. Wie dies nun anzufangen sey, setzt er weitläuftig auseinander, und vertheidigt seine Behauptungen gegen die Einwürfe, die ihm Alfred darüber macht. Der König, der Adel und die Gemeinen sind die drey natürlichen und nothwendigen Theile eines Staats, die einander im Gleichgewicht erhalten, und also gewisse Befugnisse und Rechte, aber auch gewisse Schranken haben müssen. Am Ende kommt eine solche Staatsverfassung heraus, als Montesquiou schon anpries, und als wir sie wirklich in England finden.

Das fünfte Buch enthält die Reisen Othars, des Nordländers. Der V. hat darinnen verschiedene Nachrichten von Seefahrern und den Schicksalen und Entdeckungen derselben in den nordlichen Gewässern vereinigt und so vorgestellt, als wenn sie insgesammt vom Othar herrührten, wobey er die Absicht gehabt zu haben scheint, die Nothwendigkeit und die Vorzüge des gesellschaftlichen Lebens beweisen zu wollen. Othar, ein bemittelter und einsichtsvoller Mann, der eine unwiderstehliche Neigung zum Reisen bey sich empfand, gieng nach England, um dem Alfred, der sich eben mit der Aufnahme seiner Seemacht beschäf-

schäftigte, seine Dienste anzubieten. Der König schickte ihn aus, um den Weg durch Nordost nach China zu entdecken. (Sollte dieser Anachronismus nicht zu auffallend seyn?) Auf seiner Reise in den Norden traf er ein Volk an, das ohne alle gesellschaftliche Verbindungen lebte. Nach einigen Nachdenken über diese Erscheinung überzeugte er sich, „daß in einem sehr öden Lande, wo überflüßi„ger Raum für die wenigen Menschen ist, wo die „See allen offen steht, und allen den Unterhalt ge„währt, wo weder Acker, noch Wiesen, noch eini„ges Eigenthum ist, als dasjenige, das unter den „Augen des Besitzers bleibt, daß endlich in einem „kalten Lande, wo alle Triebe, und auch der hef„tigste von allen, der Trieb zur Liebe gemäßigter „sind, die Menschen allerdings ohne Obrigkeit leben „können — und daß die Laster bey denselben nicht „in größere Uebelthaten ausbrechen, als bey de„nen, die unter Fürsten und Gesetzen stehn, weil „die Triebe minder wirksam sind, und die einschrän„kenden Strafen minder nothwendig machen.„ Noch weiter hin fand Othar ein anderes Volk, das zwar nordlicher wohnte, aber doch eine bequemere und mehr gesittete Lebensart führte, weil es einen König und einen Gottesdienst hatte. Endlich sties er auf eine Insel, wo er Europäer antraf, die daselbst sechs Jahre vorher gestrandet waren. Die Erzählung ihrer Schicksale giebt einen neuen Beweis, daß die Menschen selbst nicht die ersten Nothdürftigkeiten des Lebens sich verschaffen können ohne Beistand anderer Menschen und

ohne Hülfe der Künste. Othar wurde durch das Eis gehindert, seinen Weg weiter fortzusetzen, und mußte nach England zurückkehren. Er unternahm aber bald eine andere Reise in das balthische Meer. Er kam in die Bernstein-Gegenden, wo hin und wieder ein sarmatischer Edelmann seinen Hof hatte, und um ihn her in elenden Hütten seine Sklaven wohnten. Die Knechte waren die Feinde ihrer Herren, und die Herren der Raub eines jeden Fürsten, dem seine Unterthanen gehorchten. Diese Gegenden waren unglücklich, weil keine weise Gesetze ihre Kräfte in eine gemeinschaftliche Richtung vereinigten.

Das sechste Buch erzählt Alfreds erste Liebe. Der V. sagt zwar in der Vorrede, diese Erzählung habe eben die Absicht wie die Liebe der Liosua im Usong, indessen ist der Unterschied doch darinn merklich, daß Liosua selbst viel Einfluß in die Geschichte und die Staatsveränderungen Usongs hat, Alseritha hingegen in gar keiner Verbindung mit Alfreds Einrichtungen steht. Sollte der V. dabey den Zweck gehabt haben, auch von dieser Seite einen Unterschied zwischen der despotischen und gemäßigten Monarchie anzeigen zu wollen, so möchte es doch um mancher Leser willen wohl nützlich gewesen seyn, ihnen durch einen geheimen Wink irgendwo diesen Zweck merken zu lassen. Gesetzt aber, die ganze erste Liebe Alfreds hätte gar keine Beziehung auf den Plan des Werks, so würde sie einem reizenden Wäldchen zu vergleichen seyn,

das

das am Ende einer kornreichen Ebene den Horizont beschließt.

Der Stil im Alfred ist so, wie der im Usong. Würde und Simplicität sind seine unterscheidende Merkmale, und man wird es gewahr, daß der V. ihn dadurch auszuzeichnen gesucht hat. Er hat zu viel Eigenthümliches, als daß er nicht gefallen sollte, aber auch zu viel Originales, als daß er zur Nachahmung empfohlen werden könnte.

Noch verspricht der Hr. v. Haller, unter dem Titel, Fabius und Cato auch die Republik zu behandeln. Dieses Werk soll aber blos historisch seyn, und die Geschichte selbst kommt ihm so interessant vor, daß sie keiner erdichteten Zierrathe nöthig hat.

X.

Bref til Herr Cancellie - Radet Sven Lagerbring rörande then islandska Edda, och egenteligen then Handskrift däraf, som pa Kongl. Bibliotheket i Upsala förvaras. Upsala 1772. 43 S. in 8.

D. J. Schreiben an den Hrn. Kanzleyrath Sven Lagerbring, betreffend die isländische Edda und eigentlich die Handschrift derselben, welche in der königl. Bibliothek zu Upsala aufbewahret wird. Upsala 1772.

Je allgemeiner die unrichtigen Begriffe sind, die man sich seit langer Zeit von der isländischen Edda gemacht und die nur neulich unter uns be-

son-

sonders ein Schlözer anzugreifen versucht hat, je gewisser die Verelius, die Rudbecks, die Peringskölds, die Göransons, die Schimmelmanns darinn beynahe die ganze nordische heidnische Theologie, und eine fruchtbare Quelle historischer Wahrheiten zu finden geglaubt haben, oder noch glauben, und sie, so wenig sie eigentlich weder das eine, noch das andre ist, beide zu erklären oder zu erläutern gemisbraucht haben; und je wichtiger endlich der Name eines Ihre ist, wenn es auf Dinge ankommt, welche in die alte nordische Litteratur und Sprache einschlagen; desto merkwürdiger muß dieses Schreiben seyn, worinne ein schwed. einheimischer Gelehrter vom ersten Range es wagt, veraltete Vorurtheile mit vieler Stärke, und Freymüthigkeit anzugreifen, und endlich die Edda, zu dem was sie wirklich ist, herabzusetzen. Bey dem Fortgang, den die nordische Litteratur auch bey uns in Teutschland zu gewinnen scheint, kann dieser Brief nicht anders als sehr interessant seyn, und da wir noch nirgend, außer in den greifswaldischen critischen Nachrichten einen kurzen Auszug davon gelesen; so wollen wir um so mehr uns bemühen, unsern Lesern den Inhalt desselben ausführlicher bekannt zu machen.

Der gelehrte Joh. Pet. Resenius war der erste, welcher dieses Monument des Alterthums durch den Druck bekannt machte, und uns zugleich eine dänische und eine lateinische Uebersetzung lieferte, wobey ihm die gelehrten Isländer, Magnus Olosson, Stephan Olofsson, und Thormod Tor-

Torfäns selbst behülflich gewesen waren. Es war nur Schade, daß er eine schlechte Handschrift vor sich fand, die theils verstümmelt war, theils unrichtige Zusätze hatte. Derselben war auch noch das alte mythologische Gedicht, Voluspa sowol als das Havamal, eine alte isländische Sittenlehre, und zuletzt als ein Anhang des Havamals, das Runencapitel vom abergläubischen Gebrauch der Runen beygefügt. Weder die Voluspa noch das Havamal gehören, wie selbst Resenius Edda bezeuget, mit zu der Edda, wenn sie aber hier in einen Codex zusammen abgeschrieben waren, so geschah das entweder ohne besondere Ursache, oder vieleicht desfalls, weil die Voluspa in der Edda gar oft, das Havamal aber auch bisweilen citirt ward. Uebrigens war der Codex sehr jung, und wenigstens nicht älter, als aus dem 16 Jahrhundert, welches man daraus siehet, daß D. Luthers Bibelübersetzung darin angeführt wird. Sondern wir nun die Voluspa und das Havamal davon ab, so bleiben blos die beyden Theile der Edda, Dämisagorne und Kenningar übrig. Die ersten sind es, welche als ein kurzer Begriff der nordischen heidnischen Götterlehre, als ein kurzer Auszug aus der alten Edda, oder aus dem weitläuftigen Werk eines gewissen Samunder Erode, angesehen werden. Hr. J. erweiset in der Folge, daß eine dergleichen alte Edda allem Ansehen nach, nie existirt habe, und wundert sich hier nur, wie ein Samunder, ein Lehrer einer neugepflanzten christlichen Kirche, sich Mühe gegeben haben sollte,

ein

ein dergleichen System der heidnischen Theologie auszuarbeiten, eben da man alles, was damit Gemeinschaft hatte, auszurotten suchte. Allein gesetzt, dieß wäre geschehen; so machen doch die Kenningar, (oder die poetischen Benennungen aller Dinge, als des Feuers, des Wassers u. s. w.) einen gar wunderlichen zweyten Theil einer heidnischen Theologie, und beyde zusammen ein eben so sonderbares System aus, dem man den Namen Edda giebt. Probst Göranson verwirrte diese Begriffe von der Edda noch mehr durch die Ueberschriften, die er in seiner Ausgabe den Theilen der Edda gab. Er sagte, der erste Theil handle von den Asen und Ymi, der zweyte von der Dichtkunst und den verschiedenen Namen der Dinge, und der dritte wäre eine vom Snorre verfertigte Geneologie von K. Håkan und Herzog Skula. Göranson beging hier freylich gleich beym Anfang seiner Arbeit viele Fehler. Denn außer daß diese Rubriken von einer neuern Hand zugesetzt waren, so bedeutet, Skaldska parmal nicht die Dichtkunst überhaupt, sondern blos eine poetische Phraseologie; und den dritten Theil mußte er gar nicht recht angesehen, sondern Åttartal mit Hättartal verwechselt haben. Das erste bedeutet eine Geneologie, hier stand aber das letzte, welches die verschiedenen Versarten in der Isländischen Poesie bezeichnete. Hätte indessen Hr. Göranson seine angefangene Edda zu Stande gebracht, so würde man dieselbe in ihrer wahren Gestalt bald haben erkennen können; allein er ließ sein Vorhaben fahren.

ren. Hr. Kanzleyrath Ihre, der darauf selbst auf eine Ausgabe derselben dachte, und wie hätte sie je in bessere Hände fallen können? fand auch einige Schwürigkeiten besonders bey den eingerückten isländischen Liedern im dritten Theil. Indessen ertheilt er hier nun einige Nachricht von dem Upsalischen Codex der Edda, der ohne Zweifel einen großen Werth hat, und nicht allein alt, sondern auch seiner Meynung nach eine Abschrift von Sturläsons Original ist, welches er aus zween dem ersten Theil der Handschrift angehängten Apostillen zu erweisen sucht. Alles was aber Sturläson hier schreiben wollen, und was wir hier von ihm haben, ist nichts weiter, als eine introductio in artem poeticam Islandicam, die aus dreyen Theilen besteht. Der erste Dämisagorne ist ein Auszug aus der Historia mythica veterum, in so ferne solche dazu dient, die isländische poetische Schreibart zu beleben, oder ihre Ausdrücke zu verstehen. Man kann dies Stück mit Ovids Büchern von den Verwandelungen oder Hesiodus Theogonie vergleichen, und also leicht einsehen, daß die Hauptabsicht des Verf. gar nicht gewesen sey, die heidnische Theologie in ein System zu bringen, sondern nur das anzuführen, was die Poeten erdichtet hatten, oder eigentlich was zu ihren verblühmten Redensarten Anleitung gegeben hatte, obgleich vermuthlich das Volk selbst von den meisten Dingen ganz andre Gedanken und Ueberzeugungen hatte. So wenig nämlich das griechische Volk Deucalion und Pyrrhas-Steine, Cadmus Drachenzähne und Jupiters

Gold-

Goldregen unter seine Glaubensartikel zählte, eben so wenig glaubten unsere Vorväter an Ymes in der Welt vertheilte Glieder, den Ursprung der Zwerge oder das Band, womit die Götter den Wolf Fenris bunden; alles dieses diente nur, die Lieder für Dichter auszuschmücken, und gab zu einer Menge mythologischer Ausdrücke Anlaß, die ein Dichter nothwendig wissen mußte. Inzwischen hat Göranson in seiner Auflage der Edda noch nicht einmal diesen ersten Theil ganz geliefert, und doch dabey manche vom Hrn. Canzleyrath bemerkte Fehler begangen, oft unrecht gelesen, und oft gar nicht die Meynung Sturläsons getroffen. Wenn man des Resenius Edda mit der Upsalischen Handschrift vergleicht, so findet man, doch mehr in Worten und Ausdrücken als in Inhalt, eine große Verschiedenheit.

Der andere Theil der Edda Kenningar, enthält ein aerarium poeticum oder eine poetische Phraseologie, und lehrt, wie die Poeten gewohnt gewesen, allerhand Dinge in ihrer Sprache auszudrücken, welche vieles von der asiatischen Meteorologie annahm, und daher ungemein reich, doch aber unsern Vorvätern, da die schwedischen Könige noch immer isländische Hofpoeten hielten, vieleicht so deutlich war, als sie uns dunkel scheint. In diesem Skalskapermalet ward damals selbst ein vorzügliches Stück ihrer Gelehrsamkeit gesetzt. Der Hr. V. erläutert dieses alles mit vielen Exempeln sowohl dieser poetischen Autonomasien, als der gebrauchten ganz ungewöhnlichen Worte, die vieleicht aus der uralten gothischen Sprache, oder

andern

andern Scythischgothischen Dialekten genommen waren. Dieser ganze zweyte Theil ist in der upsalischen Handschrift in Frag und Antwort verfasset, (dahingegen der Codex, den Resenius vor sich gehabt, diese Kenningar in alphabetischer Ordnung mit vielen Zusätzen und Veränderungen hat,) und dieß führt den V. auf eine Vermuthung vom Ursprung des Worts Edda, das einige aus dem Hebräischen und Griechischen, andere vom lateinischen Worte edere, die meisten aus der isländischen Sprache herleiten, wo es so viel als Eltermutter bedeutet. Er selbst glaubt, daß, so wie die Erklärung biblischer Texte von dem oft wiederhohlten Worte post illa, scilicet sequentia recitabantur, den Namen Postilla bekommen; so habe die Edda von dem in diesem Theile so oft wiederholten Worte Etha, Eda, das so viel als oder bedeutet, und womit die vielen dort angeführten synonimischen Redensarten verbunden worden, den Namen Edda bekommen. Aus diesem Namen selbst also sowohl, als daraus, daß Sturläsons Arbeit nichts als eine ars poetica war, erhellet, daß alle die alten mythologischen Gedichte, Voluspa Grimnismal u. s. w. sehr unrichtig den Namen der alten und weitläuftigern Edda erhalten, die Sämunder gesammelt haben, und die nach Brunolph Swenonius Aussage so weitläuftig gewesen seyn soll, daß das, was wir noch davon haben, nicht den tausendsten Theil ausmacht. Man weis gar nicht, wo Swenonius diese Offenbarung her hat; denn keiner der ältern Autoren gedenkt dieser weit-

läuftigern Edda. Aber freylich gab es unter den isländischen Poesien weit mehr dergleichen Fabeln, als in der Edda vorkommen. So wird z. E. sowohl in der upsalischen als Resenii Edda des Forniotr gedacht, und doch ist dieser von vielen angenommene König in Jotland und Quenland blos eine Fabel, ein mythologisches Gedicht, dergleichen viele in der Edda vorkommen, und die gar nichts historisches enthalten. Dieser Forniotr war nichts anders als das Chaos oder die Erde, des Hesiodus antiquissimus Deorum, das erste und älteste aller Elemente. Daher sind dessen angeführte drey Söhne nichts als die drey übrigen Elemente, Aungir das Wasser, Kare die Luft, Loge das Feuer u. s. w. —

Der dritte Theil der Edda ist in gewisser Absicht der wichtigste, indem er bis diese Stunde noch nie gedruckt worden, und doch manche merkwürdige Nachrichten von den isländischen Buchstaben, ihren Abtheilungen, ihrer Vergleichung mit den Tönen auf einem Saitenspiel, einen Unterricht von der isländischen Poesie, ihren licentiis poeticis, metris, u. s. w. in sich hält. Dieser Theil heißt im upsalischen Coder Liodsgreinir, von den ersten Worten desselben. Hr. Kanzleyrath Ihre verspricht, daß er diesen Liodsgreinir in extenso mit einer lat. Uebersetzung des gelehrten Isländers Rugmann, ans Licht stellen will. Jonas Rugmann war es, welcher diesen upsalischen Coder, auf Pergament mit sehr alten Lettern geschrieben, aus Island gebracht hat. Er fiel darauf in des Reichskanzlers

Grafen

Grafen de la Gardie Hände, und dieser hat ihn der königl. Bibliothek zu Upsala verehret.

Hr. Ihre kommt zuletzt auf die Vorrede zur Edda. Diejenige, welche man vor Resenius Ausgabe liest, ist voller Ungereimtheiten, die aus der griechischen und römischen Mythologie zusammengeraft sind, daher auch schon die Alterthumsforscher mit Recht geurtheilt haben, der vorsichtige Sturläson könne nicht der Verf. derselben seyn. Die Vorrede der upsalischen Handschrift ist viel vernünftiger. Nachdem dieselbe in der ersten Abtheilung eine Vergleichung zwischen Makrokosmus und Mikrokosmus angestellt hat; so wird in der andern von der Eintheilung der Welt in die drey bekannten Theile geredet, vermuthlich um dadurch auf das in Asien belegene Troja zu kommen, und sich den Weg zu den Nachrichten von Odens und der mehresten Asen trojanischem Ursprunge zu bahnen. Es wäre besser gewesen, wenn Sturläson bey seinen Eddischen Fabeln geblieben wäre, und seine Untersuchungen nicht bis so gar über Trojas Zerstöhrung hinaus erstreckt hätte. Doch will Hr. J. hier nicht alles verwerfen, er scheint zu glauben, daß der erste Ursprung eines Volks, woran Traditionen, Sprache, Namen, u. d. m. dasselbe immer erinnern, das letzte sey, was bey einem Volke in Vergessenheit kommen dürfte; (und doch lehrt die Erfahrung, daß eben nichts so dunkel und ungewiß ist, als eben diese ursprüngliche Abstammung der Völker.) Ihm kommt auch die Sache an und für sich nicht ungereimt für. Grie-

chische Scribenten berichten ja, daß ein Theil Trojaner nach Trojas Eroberung nach Thracien und Mösien zogen, da andere mit dem Aeneas nach Afrika, Sicilien und Italien segelten. Er beruft sich auf des Strabo Zeugniß Lib. I. S. 48. Lib. XII. 572. Lib. XIV. 670, und des Plinius Lib. 3. 26. Hist. Nat. und daß nach Livius und Virgilius Zeugniß Antenor sich in Illyrien, das ist, in der Nachbarschaft von Mösien festgesetzt habe. Er hielt ferner die Aehnlichkeit, welche er zwischen dem alten gothischen und dem mösischen Dialekt fand, für einen unwidersprechlichen Beweis, das Oden aus diesen Gegenden gekommen seyn müsse. Dabey schien ihm anfangs das hier vorkommende Geschlechtsregister von Dardanus bis Hektor, einige orthographische Fehler ausgenommen, völlig mit dem Geschlechtsregister des Homers in seiner Iliade übereinzukommen, und da es ihm unglaublich schien, daß irgend ein alter isländischer Dichter je etwas vom Homer gehört hätte, so sahe er es als eine uralte Ueberlieferung an. Bey einer genauern Untersuchung aber fand er, daß dieser letzte Grund, der ihm der wichtigste zu seyn schien, am deutlichsten die Falschheit dieses ganzen Geschlechtsregisters offenbarte. Sowol vor als nach diesen Trojanischen Personen ist eine solche leere Kluft, daß Unwissenheit und Betriegerey bald hervorscheinen. Denn zwischen Japhet und Dardanus werden nur sieben, und zwischen Hektor und Oden nur 16 Glieder in einer Zeit von eilf Jahrhunderten gezälet, wenn man annehmen will, daß Oden ungefähr

40 Jahr von Christi Geburt in Schweden angekommen sey. Der Hr. Verf. will die Folgen wegen der Zuverläßigkeit dessen, was sonst noch von Oden berichtet wird, nicht weiter treiben; sondern vielmehr das für Wahrheit annehmen, was durch keine glaubwürdigere Gründe wiederlegt werden kann. Nur dahin äußert er sich, daß jemand von der einen Seite die Unwissenheit und von der andern Seite den Geschmack seiner leichtgläubigen isländischen Landesleute gemisbraucht, und sich dabey nach einer in Italien, Teutschland, Frankreich und England herrschenden Begierde, seinen Ursprung von einem trojanischen Stamme herzuleiten, gerichtet habe. Die außerhalb Landes reisenden Isländer Sämunder und Ari können dazu auch Materialien mitgebracht, oder andre sie entweder von dem angelsächsischen Poeten Josephus Iscanius, oder von Ballymor, oder noch näher aus Dännemark vom Dudo, den Saxo citirt u. s. w. entlehnt haben. Mit einem Worte, die Trojaner waren damals Europens Helden, alle wollten von ihnen abstammen. Sturläson und andre nach ihm berufen sich einzig und allein auf den Thiodolfr, der im 9. Sec. lebte, und in seiner Ynglinga tal alle von Oden abstammende bis auf Hurald aufrechnet. Der V. hält es zwar für unbedachtsam, die Glaubwürdigkeit Thiodolfrs zu bestreiten, allein besonders ist es doch, sagt er, daß ein Mann ohne Archive und Bücher, außer einigen Liedern, welche doch mehr einzele Personen und deren tapfre Thaten als Genealogien enthalten haben, eine

Reihe von Regenten in einem Zeitraume von 900 Jahren stans pede in uno aufrechnen können. Ja dieser Thiodolfr, und nach ihm Eyind Skaldaspiller gingen noch weiter, sie konnten die Grabstätte eines jeden Stammvaters bis ins 30ste Glied ausfindig machen, da wir doch jetzt zu einer weit erleuchtetern Zeit nicht mehr wissen, wo Ragwalds, Philipps, Erich Segersälls Gebeine ruhen. Ari konnte in seinen Genealogien einige 30 Vorväter in grade aufsteigender Linie her erzälen. Dieß kann heut zu Tage keine Familie in Schweden. Freylich wurden ehemals die Geschlechtsregister sehr hoch gehalten, allein ihnen waren auch diejenigen sehr willkommen, die etwas neues sagten. Die Lyschanders, Peringskiolds u. a. m. sind zu allen Zeiten fleißig gewesen, und haben sich dabey allemal gebührend erinnert, wie viel Generationen in einem Seculo Raum hatten.

So wie die nordischen Völker ihre Herkunft von Troja ableiteten, so machten sie auch Troja zur Wohnung und zum eigenthümlichen Sitz ihrer Götter. Man hat sich viele Mühe darum gegeben, auszuforschen, wo das Asgard der Alten eigentlich belegen gewesen sey. Einige haben es in Azow, andere zu Chasgar in Turkestan gesucht, Hr. J. hält es für glaublich, daß sie Troja Asgard d. i. Götterstadt, und das Land da herum Asaheim, zum Unterschied von Manheim, und Jotunheim genannt haben. Die alten stellten sich die Erde platt vor, rund umher vom Ocean

um

umgeben, an deren Ufern die Riesen in Jotunheim wohnten, die durch Felsengebirge von Manheim oder der Wohnung der Menschen abgesondert wären. Diesen Felsenrücken nannten sie Mitgard. In der Mitte lag Asaheim und Asgard, das den Mittelpunkt ausmachte. Hr. J. zeigt aus einigen Stellen der Edda und Voluspa, daß Asgard Troja gewesen seyn müsse. Sie nannten es das alte Asgard, das neue war ihnen vermuthlich Upsala, wo die vornehmste Opferstelle des Reichs und zugleich der vornehmste Richterstuhl war. Und dieß ist wohl so glaublich, als wenn der gelehrte Bischof Wallin das neue Asgard in Sigtune finden will. Merkwürdig ist, das London in England, wie viele berichten, von seinem vorgegebenen Stifter Brutus, zuerst Troinovant d. i. Neu Troja genannt worden.

Dieß ist der ganze Inhalt dieses merkwürdigen Briefes; man findet darinn viele gelehrte Untersuchungen, freymüthige Wahrheiten und verschiedene Vermuthungen, aber alle eines Ihre würdig. Hin und wieder scheint es fast, als wenn der berühmte Verf. nicht einmal alles so deutlich herausagen wolle, was er über die alte schwedische Geschichte und ihre Quellen denkt. Aber man merkt es schon, wo er hinaus will, und was er nicht deutlich sagt, das sagt Hr. Schlötzer desto lauter. Im Grunde hat er vieleicht nicht so unrecht. Nur wird ein jeder, der ein altes System einreißet, sich dabey auch in Acht nehmen

müssen, daß er nicht die wenigen vieleicht noch zu etwas brauchbaren Steine und Materialien, zugleich mit wegwerfe und vertilge.

XI.

Poetische Blumenlese auf das Jahr 1774. Göttingen und Gotha. 233 S. 12.

Die Blumenlesen, die Almanache der Musen, und wie sonst die jährlichen Sammlungen heißen mögen, welche seit einiger Zeit zu Magazinen des deutschen Witzes, oder zu Archiven für die Geschichtschreiber unsrer Dichtkunst angeleget sind, haben besonders auch von der Seite einen Werth, daß sie uns mit einem Blicke übersehen lassen, wie der Geschmack der Nation im letzten Jahre beschaffen war; wie er sich abänderte; ob er fortschritt oder zurücksank oder seitwerts gieng; ob neue Dichtungsarten, oder neue Moden in den alten entstanden; ob junge Genies aufblühten; ob der Schwarm der Nachahmer zahlreicher wurde; ob schon bekannte Dichter sich in ihrem Ruhm erhielten; u. s. w.

Neue Moden sind im vorigen Jahr nicht aufgekommen, und von denen, die vorher eingeführt waren, ist eben auch keine abgeschafft worden. Doch ist mir kein Petrarchischer Sänger mehr begegnet. Unsre Dichter scheinen also mehr echt deutsch dichten zu wollen; aber da sie ihre Harfe oder Leyer nicht nach einem Jahrhundert stimmen,

so

so muß ihr Gesang freylich einen sehr verschiedenen Ton haben. In Bardenton fährt Hr. Klopstock zu singen fort. Ein Genie, wie das seinige, wird auf jedem Pfade, den es betritt, selbst auf rauhen hercynischen Gebürgen, Blumen für den Dichterkranz finden. Wenn auch der Dichter sich nicht genannt hätte, so würden wir ihn bey seiner eigenthümlichen Manier doch nicht verkennen. Wir kennen ihn an dem feinen Gefühl in Eidli; an der stillen Größe in den Bardengesängen, an der Simplicität und dem Ton des Drama im kottischen Tanz, an dem Feuer in Winfelds Schlacht. Wer würde z. B. in folgender Strophe nicht Klopstocks Geist finden:

Schwester Cannä's, Winfelds Schlacht,
Wir sahn dich mit wehendem, blutigem Haar,
Mit dem Flammenblick der Vertilgung,
Unter die Barden Walhalla's schweben!

Aber nun diese eigenthümliche Manier nachahmen zu wollen! Nur gar zu leicht verunglücken dergleichen Versuche. Mir fällt dabey das Gedicht ein: Der Wanderer und die Frau, wovon ich in der That nicht weiß, was der Dichter damit hat sagen wollen. Oder ein anderes kleineres Stück!

Sprache:

Was reich und arm! Was stark und schwach!
Ist reich vergrabner Urne Brauch?
Ist stark das Schwerdt im Arsenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück,
Fließt Gottheit von dir aus!
Faß an zum Siege, Macht, das Schwerdt,
Und über Nachbarn Ruhm!

Vermuthlich hat der Dichter damit sagen wollen, jede Sprache sey gut, wenn sie nur recht gebraucht würde; aber doch bin ich nicht gewiß, ob ich recht gerathen habe.

Man kann sich nach Klopstocks Manier bilden, ohne sein eigenes Genie zu verleugnen; und wer würde das tadeln? Beweis davon ist in dieser Blumenlese das vortreffliche Gedicht: Die Natur; ingleichen der Gesang von Ali und Fatime, welcher ein schönes Bild enthält, das vielleicht noch besser gefallen würde, wenn es nicht dialogirt wäre. Diesen Kunstgriff zur Beförderung der Lebhaftigkeit hatte der Dichter bey einer Idee, die er mit der lebhaftesten Phantasie dachte, nicht nöthig.

Das nette Neujahrsgedicht des Wandsbecker Bothen sagt seine Meynung von den Bardendichtern kurz und gut:

Die Barden müssen Männer seyn
Und weise seyn, nicht Gecken —
Ihr Kraftgesang soll himmelan
Mit Ungestüm sich reissen —

Eine andere Mode unsrer Zeiten sind die Minnelieder. Ich will meinen Lesern gleich anfangs ein paar Proben vorlegen. Aus dem Minneliede. S. 31.

Lang' im Herzen, süßes Kind!
Hab' ich, hab' ich dich geminnt;
Aber, o wie konnt' ich denken,
Solch ein minniglich Kind
Würde Gegenhuld mir schenken!
— — — — —

Nun,

Nun, o süßes, süßes Glück!
Liebchen, lächelt mir dein Blick.
Minne hat dein Herz bezwungen;
Und dein Arm, o süßes Glück!
Hält mich jeden Tag umschlungen.

In dem Gedicht: Lied eines Mädchens. S. 69, worin sonst die Idee sehr naiv ist, heißt der Anfang:

Sint ich hörte seinen Sang,
Wird es mir ums Herz so bang,
Und die süßen Abendstunden,
Die mir sonst so schnell verschwunden,
Scheinen mir so lang, so lang!

Unter verschiedenen dieser Gedichte hat sich der Verfasser mit dem Buchstaben R. bezeichnet. Eben dieser R. sagt zu seiner Vertheidigung in dem angehängten Verzeichniß: „Sind Minnesprache und „alte Wörter in diesen Versuchen ohne alten Geist, „und blos der armselige Behelf von Dichtern, die „an der Originalsucht krankten, so verdamme man „sie.“ Und nun mag der Leser zusehen, was er zu thun hat. So viel weis ich, daß beym Geschmack viel auf die Gewohnheit ankommt, und daß man nicht gleich alles verdammen muß, weil es ungewöhnlich klingt. Aber den Geist der alten bey Seite gesetzt, auch das als unstreitig zugegeben, daß unsre Sprache dabey gewinnt, wenn alte Kernwörter — ungezwungen — wieder eingeführt werden, fragt vielleicht jemand, ob es nützlich sey, bekannte Wörter unsrer Zeiten auszumerzen, und dagegen veraltete, die nicht kürzer im Ton, und

nicht

nicht stärker in Bedeutung sind, z. B. Minne für Liebe zu gebrauchen? und das weis ich wahrlich nicht zu vertheidigen. Aber die alten brauchten sie doch? Ja, da war es schön, denn es war natürlich. Ich lese die alten Minnesinger gern; sie sind so naiv, so simpel. Ich lese auch Gleims und Gerstenbergs Liederchen gern; aus eben der Ursache. Aber wenn nun Gleim und Gerstenberg im Minnesingerton angestimmt hätten? dann, glaube ich, würde ich viel von meinem Vergnügen verlieren. Warum? Weil ich die Natur vermisse. Der Ausdruck, das Kleid der Gedanken, hat eben sowohl seine Moden, als die Kleidung des Körpers. Wir bemerken mit Beyfall die Trachten des eilften oder dreyzehnten Jahrhunderts auf alten Gemälden; aber wir selbst tragen sie nie; außer — auf Maskeraden.

Verschiedene andere Dichter, bestätigen durch ihre diesjährige Beyträge den Charakter, unter dem sie sich schon ehedem dem Publikum zeigten: Gotter durch muntern Witz und leichte Versification, Bürger durch feine und mannigfaltige Wendungen der Phantasie; Gölty durch Zärtlichkeit, mit einem Zuge von sanfter Schwermuth versetzt; Schmit in seinem Idyllion durch Simplicität; Frh. v. N. durch erhabene, edel ausgedruckte Gesinnungen; Blum durch leichtes Gefühl; Kretschmann durch das Lied der Freundschaft auf Michaelis Tod. Mit ihm weint Deutschlands Muse über verlohrne Hoffnungen.

An neuen Dichtern war die Erndte in vorigen Jahren nur sehr mäßig, aber doch nicht ganz unfruchtbar. Die beyden Grafen von Stollberg sind eine ungewöhnliche Erscheinung auf dem deutschen Parnaß. Selbst Klopstocks Aufmerksamkeit erregten sie. Sie verdienten die schöne und vielsagende Weißagung, die dieser Dichter ihnen widmet; und der Patriot freuet sich, wenn er sich im Geist die Möglichkeit ihrer Erfüllung vorstellt. Ein paar Beyträge von Voß und ein deutsches Trinklied von Miller sind nicht übel gerathen. Noch zeichne ich einige Gedichte von Ungenannten aus. Das kleine Stück: an ein Veilchen, S. 45. ist voll zarter Empfindung. Das Lied S. 195. von N. ist naiv und schön, obgleich nichts von Minne drinn vorkommt. Und in der That sind das zwey sehr verschiedene Dinge; in Geschmack der Alten dichten, und ihre Worte unsern Empfindungen anzwingen. Ein anderes Stück, an den Mond S. 183. gründet sich auf eine richtige Idee, ist auch gut ausgeführt, nur hat das Versmaas gar zu viel Ungleichheit, und veranlaßt widersinnige Schwingungen in den Gehörnerven. Dieß ist noch eine von unsern Dichtermoden, zu der vieleicht Hr. Wieland zuerst den Ton angegeben hat. Er konnte das thun; und einige andere, die sein richtiges Ohr, und seine poetische Periode in ihrer Gewalt hatten, konnten es mit ihm thun. Aber die Nachahmer, entweder aus Affectation oder aus Bequemlichkeit, mußten nothwendig scheitern. Denn diese freye Versart, wenn sie numerös seyn

soll,

soll, ist ganz gewiß um ein großes schwerer, als die abgemessene, wo das Metrum dem Gedanken und dem Wohlklange zugleich zu Hülfe kommt.

An Epigrammen ist die Blumenlese dieses Jahr um ein ganzes Theil ärmer, als ehedem; wo nicht der Anzahl, doch dem innern Werth nach. Ueberrascht hat mich sonst nichts, als der Ausgang der Coquette aus dem Wändsbecker Boten:

— — — Sie heißt Coquette,
So heißt ja wohl der Mann Cocú!

Mit einem andern, über die heutige Kritik, will ich schließen:

Die heutige Kritik ist der Rakete gleich,
Die des Genies Triumph verkündet,
Erst Funken sprüht, sich schnell entzündet,
Im Anfang feurig und dann bleich,
Den Weg im Dunkeln aufwärts findet,
Dem nahen, und dem fernen Kenner winkt,
Den Pinsel schreckt, dann schnell verschwindet,
Ein wenig prasselt, und Papier verderbt, und stinkt.

XII.

Paläphatus von unglaublichen Begebenheiten. Aus dem Griechischen übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert von J. H. F. Meinicke, Conrector in Quedlinburg. 1774. 7 Bogen in 8.

In der Vorrede hat der Verf. etwas von Uebersetzungen überhaupt gesagt. Er ist nicht für die gar zu strengen Regeln, welche man den Uebersetzern vorschreibt; sondern meynt, eine Uebersetzung könne noch sehr nützlich seyn, ohne daß sie eben so genau den Geist des Originals ausdrücke, als es der strenge Critiker verlanget. Vornehmlich dringt er darauf, als auf einen Hauptnutzen: sie soll dem Lehrling die Erlernung der Grundsprache erleichtern. Aber wird sie ihm nicht zum Faullenzer machen? Der Verfasser meynt es nicht, und muß es auch, seiner Arbeit zum Besten, nicht meynen. Aber er unterscheidet das Privatstudiren von der Lektur unter Anführung des Lehrers; und bey jenem soll die Uebersetzung statt des Lehrers dienen, oder wenigstens das beschwerliche Nachschlagen eines Wörterbuchs unentbehrlich machen. Sie kann dieses beym richtigen Gebrauch nicht ohne Nutzen. Man muß sich das Gesetz machen, nicht eher zur Uebersetzung zu gehen, bis man seine eigenen Kräfte alle angewandt hat, und dann genau den Stein des Anstoßes bemerken, der uns den völligen Verstand vorenthielte, um ihn nach

diesem

diesem zu vermeiden. Man kann selbst alsdenn, wenn man eine Stelle ohne dies zu verstehen glaubt, am Ende die Uebersetzung vergleichen; sie kann da als eine Rechnungsprobe dienen, und wenn sie nicht übereintrifft, rechnet man gleichsam noch einmal nach. Welch eine Freude, die man nicht tadeln kann, für den jungen Sprachgelehrten, wenn er überzeugend findet, daß nicht er, sondern sein Gesellschafter geirrt hat! Diese kleine Belohnung seiner Aufmerksamkeit macht, daß er sich anstrenget, noch mehr solche Siege zu erhalten. So können selbst Mängel in den Uebersetzungen ihren Nutzen haben. Aber dem ohnerachtet besorgen wir immer, daß der Misbrauch der Uebersetzungen manchmal den Nutzen derselben überwiegen wird. Zu viele und seichte Uebersetzungen der Alten haben eine ganze Nation mit der alten Litteratur, und auch mit dem Geiste der Alten unbekannt gemacht, und für eine Schule ist bey der Bequemlichkeitsliebe der jungen Leute der Nachtheil von einer deutschen, französischen und lateinischen Uebersetzung eines alten Schriftstellers manchmal kaum zu vermeiden.

Wenn wirklich wißbegierige junge Leute schneller auch durch Privatlektur fortkommen sollen, so würden wir lieber rathen, daß sich ihrer zwey oder drey zusammengesellten, um mit vereinigten Kräften einen alten Schriftsteller zu lesen. Der kleine Ehrgeiz, wer zuerst einen dunkeln Sinn herausbringen könne, würde ihnen trefflich forthelfen. Processe ließe sich schon manchmal der Lehrer gefallen,

fallen, zu entscheiden. Noch größer ist der Vortheil, wenn die Leute so gepaart werden können, daß des einen Genie ihn mehr zum Bemerken einzelner Ausdrücke und Worte hinführet, unterdessen daß der andere mehr Fähigkeit besitzt, aus dem Zusammenhang und der Natur des Perioden als aus den einzelnen Worten des Schriftstellers den Sinn zu schließen. Dann ist der eine das Lexicon, und der andere der Hermenevte; und einer nimmt glücklich etwas von den Fähigkeiten und der Art des andern an. Wir können aus der Erfahrung versichern, daß diese Methode brauchbar ist.

Aber wenn wir nun auch den Nutzen der Uebersetzungen zugeben, so glaubten wir, hätte man doch der Jugend wohl durch die Uebersetzung eines wichtigern Schriftstellers nützen können. Palaphat mag bey einigen Erklärungen sinnreich genug in seinen Muthmaßungen seyn. Aber manche andere sind doch schlechterdings falsch und übel zusammenhängend, wie z. B. die von den ausgesäeten Riesen; oder sie beruhen blos auf Namen, die er giebt, wie es ihm gut deucht. Dreymal braucht er, wie Hr. M. selbst anmerkt, den Namen Drako, um die Drachen in der Fabellehre daraus zu erklären. Er kann ein vortreffliches Muster für unsere jetzigen Schriftgelehrten abgeben, wie man es machen muß, wenn man seine Hypothese in den Text hineingetragen hat, um alsdenn alles übrige darnach zu formen. Das heißt den Knoten zerhauen und nicht ihn lösen. Die alten Exe-

geten bemüheten sich, das letztere zu leisten, um die verwickelten Fäden, wenn sie so aufgelöst waren, noch zu nutzen. Unsere neuen Alexander schneiden alles durch, und werfen die Trümmer mit großem Triumph um sich herum — — quasi re bene gesta. Diese Aehnlichkeit kann, wenn man Lust hat, auch noch zum Beweise dienen, daß Palä-phat gelebt habe, als die Philosophie und die Künste in Griechenland zu einer ähnlichen Höhe mit der, worauf sie sich jetzt in Deutschland befinden, gestiegen waren. — — —

XIII.

Der Freund des Fürsten und des Vaterlandes, oder der gute Bürger, eine politisch moralische Schrift, aus dem Französischen übersetzt. 148 Seiten. 8.

Der Titel klingt prächtig genung, es ist auch wirklich allerhand gutes in dem Werke gesagt, und Leser, denen die wahren Quellen der Wohlfahrt eines Staats, die Verhältnisse der Fürsten und Unterthanen gegen einander, die Pflichten der Regenten u. s. w. noch ganz neue Materien sind, werden hier manche gute Unterhaltung finden. Weiter aber möchten wir die Schrift auch nicht empfehlen. Sie ist gerade in dem Ton abgefaßt, den man an den mehresten Schriftstellern von der Nation des Verfassers gewohnt ist. Anstatt mit Realitäten unsern Geist zu nähren, füllt

er

er unser Ohr mit Declamationen; und an statt Dinge von Wichtigkeit, die zur Sache selbst gehören, vorzutragen, zerrt er alltägliche Wahrheiten und bekannte Geschichte von allen Seiten herbey, und glaubt ihnen Werth genung gegeben zu haben, wenn er sie mit einer weisen Mine und unter einem leichten Ausdruck vorträgt. Eigentlich falsche Sätze haben wir in der Schrift nicht bemerkt; doch sind uns ein paar Stellen aufgefallen. Z. B. S. 53 behauptet der V. unstreitig auf fremde Autorität, und ohne von den Zergliederern Belehrung eingezogen zu haben, daß das Fleischessen der wahre Grund von dem Verderben der Menschen sey. Wenn die Psychologen doch erst anfiengen, den menschlichen Körper zu studiren! Gewiß würden denn der schielenden Sätze weniger werden. S. 62 will er beweisen, der Ehrgeiz sey dem Menschen natürlich. Der Beweis ist sonderbar: „Bekommen zwey Hunde von verschiedener Stärke eine „Beute, so wird der stärkere, wie der Löwe in der „Fabel, anfangen, sich den ersten, andern und dritten „Theil davon anzumaßen, und damit aufhören, „daß er sich auch den vierten zueignet.“ Der stärkere Hund ist also aus Ehrgeiz gierig. Ganz was neues. — Um den Vortrag lebhaft zu machen, hat der V. ihn in Gespräche zwischen einem Bauren und einem Weisen eingekleidet. Das hätte zu artigen Situationen können Gelegenheit geben; aber es gefiel dem V. nicht, sie zu nutzen. Und in der That weis man nicht recht, was man aus dem Bauren machen soll. Zuweilen spricht er

so einfältig, wie ein Bauer sprechen muß, und zu andern Zeiten ist er viel klüger, als der Weise. So fängt er z. B. gleich S. 43 an: „Es giebt „Menschen, die ihr Daseyn zu nutzen wissen, und „ich unterschreibe gern den Gedanken eines berühm„ten Schriftstellers, der sie in denkende Wesen, „und in Wesen, die nicht denken, eintheilt. Diese „gleichen in der That den stummen Bildsäulen, die „in einem Tempel stehen, und nicht im Stande „sind, die Pracht und die Schönheit ihres Auf„enthalts zu genießen: jene hingegen sind neugie„rige und verständige Reisende, u. s. w.“ Für einen Bauren ist die Sprache ganz artig. Der V. hat es überhaupt auf dem Herzen, die Bauren zu erheben. Sagte er uns, daß der Baurenstand ein würdiger Stand sey, und daß seine Mitglieder als Menschen und als Bürger des Staats Achtung verdienen, so würden wir die ersten seyn, die ihm Beyfall gäben. Aber er will alle Bauren zu Gelehrten machen. Daher fängt er sein Werk gleich mit der unter uns bekannten Geschichte des sächsischen Bauren, Johann Ludwig, an, und dann liefert er uns in eben der Absicht eine weitläuftige, wahre oder erdichtete, Erzählung von dem ländlichen Leben des Hrn. von Versanges. Alles angenehm zu lesen. Zur Sache gehört es freylich nicht; aber was thut das? Plan und Ordnung sind bey gewissen Schriftstellern nur Nebendinge. Der Recensent würde in der That Mühe haben, seinen Lesern zu sagen, was in dem Buche steht. In so fern hat der V. einen Schein von Ordnung beob-

beobachtet, daß er es in sechs Unterredungen eingetheilt hat. Der Inhalt derselben ist ohngefehr folgender: 1) Ursprung und Nutzen der bürgerlichen Gesellschaft. Das lesen wir lieber im Ferguson und Iselin. 2) Sollte wohl den Unterschied des Despoten und des Monarchen bestimmen, handelt aber noch viel weitläuftiger vom Cato, den der Bauer außerordentlich bewundert. 3) Eigenschaften eines guten Regenten. Sie fließen nicht aus der Religion; die hält der Bauer nicht für nöthig; sondern aus dem Satz: Seyd Menschenfreunde. Uebrigens ist der Satz nicht ausgeführt. Statt dessen einige gute Gedanken über die Unparteylichkeit im Strafen, und über die Toleranz. Das ist alles. 4) Charakter eines Staatsmannes; beruht auf der Kunst, die Menschen zu lenken. 5) Allerley; z. B. von der Menschenkenntniß; vom Nutzen der Reisen; von den Vortheilen der Wissenschaften. 6) Etwas von der Klugheit in der Wahl der Richter; von der Einführung neuer Gesetze; auch von der Getraide-Ausfuhr.

XIV.

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. 1773. 160 S. 8.

Wie werden sich die armen Theoristen martern, wenn ihnen der Götz in die Hände fällt, und sie nach löblich hergebrachtem Gebrauch vor allen Dingen sagen wollen, in was für eine Klasse er gehöre! Tragödie ists nicht; — Doch, Tragödie am ersten noch. Aber wie stehts mit dem Gesetze der Einheit? Jämmerlich beleidigt! Kaum noch Einheit der Handlung. Ist es nicht abscheulich, ein Stück zu liefern, das die Dauer von einigen Jahren in sich faßt? und noch abscheulicher, ein Stück, dessen Scene so groß ist, als das ganze heilige römische Reich? Wo man von einem Akt — nicht Akt, sondern von einem Auftritt zum andern zwanzig bis dreyßig Meilen reisen muß? Aerger konnten es wahrhaftig die chinesischen Trauerspiel-Dichter nicht machen.

Der Theorist also schreibe den Götz in das Verzeichniß der verbotenen Bücher des Parnasses oben an. Wir andern Leser, die wir keine weitern Regeln kennen, als unsre Empfindung, wollen ihn desto sorgfältiger in unserm geheimen Schrank verwahren; und so oft es uns einmal einfällt, — nicht blos ein natürliches Gemälde von den deutschen Ritterzeiten zu sehen; denn das ist dieses Stücks geringstes Verdienst — zu sehen, was ein deutsches

Genie,

Genie, aus deutschem Boden, zeugen kann, wollen wir den Götz aufschlagen.

Sollen wir noch weiter sagen, was uns an dem Stück gefällt? Uns gefällt z. B. das steigende Interesse, das uns mit sich fortreißt, und uns nicht Zeit lässet, einen Augenblick an Regeln zu denken. Uns gefallen die mannichfaltigen, und fast durchgängig glücklich bearbeiteten Situationen. Uns gefallen die eigenthümlichen Charaktere von den hundert Personen des Stücks: Götzens Unerschrockenheit, Offenherzigkeit, Standhaftigkeit, Edelmuth; Weislingens Leichtsinn, Niederträchtigkeit, heimtückische Ränke; die sanfte, liebreiche Elisabeth, die zärtliche Marie, wie sehr verschieden von der buhlerischen und eiteln Adelaide! und so weiter; alles nach der Natur gezeichnet; alles in Handlungen gezeigt. Eine einzige solche Episode, wie die von Adelaiden und Franzen; oder auch nur ein einziger solcher charakteristischer Zug, wie der, S. 21, da Marie in den Keller geht, um Wein für die Reuter zu holen, Götzens kleiner Sohn Carl mit ihr gehen will, und ein Reuter die Anmerkung macht: Der wird nicht sein Vater, sonst gieng er mit in den Stall, — haben sie nicht mehr innern Gehalt, als ganze Bände von den Schauspielen, womit unsre Messen gesegnet sind? Noch gefällt uns der lebhafte und unverbesserliche Dialog; auch die Sprache des Stückes; körnigt ist sie wenigstens und angemessen. Ob sie die Natur zuweilen gar zu getreu

ausdrückt? Ob ein paar Scenen, z. B. die von dem Vater, und die an der Bischofstafel, müßig genannt werden können? Darüber möchten sich Gründe und Gegengründe anführen lassen.

Aber das Stück heißt Schauspiel! da haben die Theoristen ganz und gar recht. Der Verfasser hätte es eine dialogisirte Lebensbeschreibung, einen dramatischen Roman oder so etwa, nennen sollen. Schade nur, daß wir es schon auf der zweyten Seite vergessen haben, was auf der ersten für ein Titel stand. Wo der Leser so viel Reize antrifft: da wird er, ohngeachtet eines falschen Namens, immer fortlesen. Lesen freylich nur; denn zur Aufführung schrieb der Dichter seinen Götz nicht; es müßte ihm denn irgend ein Fürst erst ein Amphitheater bauen. Gefiele es ihm aber einmal, mit diesem Geist für unsre Bühne zu arbeiten, und er fände Acteurs, die ihm nachdenken könnten, hinreissen würd' er uns, erschüttern, wie Sophokles oder Shakespear.

XV.

Der Erzgebürgische Zuschauer, von M. Gotthilf Friedrich Oesfeld, Pastor und Inspektor zu Lößniz. — *Plin. epist. Lib. I.* 6. Meditabar aliquid enotabamque, ut si manus vacuas, plenas tamen ceras, reportarem. — experieris, non Dianam magis montibus, quam Minervam inerrare. Halle, bey J. G. Trampe, 1773.

Diese Arbeit des Herrn Pastor und Inspektor Oesfeld, worinn er uns seine langjährigen Erfahrungen auf dem Gebürge und mit ihnen fast seine ganze Gelehrsamkeit nach der Reihe vorrechnet, und sich überhaupt als ein mannhafter Compilator bewiesen hat, würden wir ohne Bedenken für überflüßig und ganz unnütz halten, wenn sie nicht wenigstens den Bewohnern des Erzgebürges und seinen Pfarrkindern zu einer ganz angenehmen und erwecklichen Lektur dienen könnte. Hätte der Verfasser, statt sein Buch mit so vielen moralischen Nutzanwendungen und weitschweifenden Noten zu verbrämen, uns in gedrungener Kürze bloß von den Seltenheiten des Gebürges und dem jetzigen Zustande der dortigen Bergwerke unterhalten, so würde es jedem Liebhaber der Naturgeschichte ein lesbares Buch gewesen seyn, dahingegen ihm itzt das allgemeine Schicksal seiner Brüder, (aller neueren Zuschauer,) gewiß bevorstehen dürfte. Die Schreibart des Verf. gleicht nicht selten seinen gebürgischen Gegenden um Lößniz oder Annaberg,

so holprigt und ungleich ist sie. Wer geradehin nach der Zusammenstellung seiner Perioden und ihrem Mislaut urtheilen wollte, würde das Buch an den meisten Stellen für eine Uebersetzung vom gewöhnlichen Schlage ansehen. Z. B. S. 165 bey den Thälern im Gebürge sagt der Verfasser: „Mein gewöhnlicher Spaziergang gehet durch ein „ruhiges Thal, welches auf beyden Seiten mit „Bergen umschanzet ist, welches ein schwatzhaf„ter Strohm durchstreichet, dessen angenehmes „und niemand beleidigendes Geplaudere mir „viel reizender vorkömmt;" u. s. w. Die Wendungen und Einlenkungen von seinen Gegenständen aufs Moralische sind oft auf eine widrige und unausstehliche Art gezwungen. Mancher schnelle Uebergang zur Anwendung der h. Schrift hat uns eben so passend und herzbrechend geschienen; als das bekannte: Gleichwie der Löwe ein grimmiges Thier ist. — Man sehe z. B. S. 41 und 42 den Uebergang zur Weisheit und Gottesfurcht, ingleichen das Ende der Betrachtung vom Bienenbau und dem Holz im Gebürge. Der Verf., dem wir in verschiedenen Fächern manche gute Kenntnisse und Belesenheit nicht absprechen wollen, sollte durch die vielen Anmerkungen, die fast bloß compilirt und oft ohne Wahl und Beurtheilung hingeworfen sind, nicht zu sehr sein Wissen auskramen und und den Raum in seinem Buche so muthwillig tödten, wie z. B. von S. 12 bis 19 und von S. 88 bis 101 geschiehet. Vielleicht war es sein Glück, daß ihm S. 20, ehe er sich im Ernst mit

der

der Berechnung der Entfernung des Cometen von der Erde, der Größe seines Kerns und Schweifs, und seiner Laufbahn einließ, eine schöne Stelle aus dem begeisterten Haller einfiel, deren Mittheilung denn freylich für ihn weniger mühsam seyn mochte. Zu Zeiten hat der V. eine ganz gute Absicht zum Grunde, wie z. E. im Abschnitt von den gebürgischen Krankheiten, wo er seinen gebürgischen Mitbrüdern die Inoculation der Pocken anpreiset; wiewohl er auch hier, besonders in den Noten sich wieder als ein bloßer Rhapsodist zeiget. Der Abschnitt von alten Leuten im Gebürge mit ihrem Uebergange zu moralischen Betrachtungen, ist ziemlich gut, noch vorzüglicher aber sind die Betrachtungen über die Gräber. Die aus dem Berlinischen Zuschauer entlehnte drey Schilderungen müssen jedem, der gesunden Geschmack hat, höchst fade und elend scheinen. Wir bedauren, daß der V. auch noch so oft dem lieben alten Wahn in der Naturgeschichte zugethan ist, und schlagen ihm vor, über seine Meynung von den Spuhren der Sündfluth im Gebürge des Hrn. v. Büffons allgemeine Naturgeschichte, zweyten Theil, über den Ursprung der Schichten und Erdlagen, und die zwey folgenden Artikel nachzulesen. Zum Schluß empfehlen wir den theologischen Lesern dieser Schrift die Auslegung über Pred. Sal. 12. v. 2-6. die in einer Note S. 75 befindlich ist, und die (wenn sie dem Hrn. V. selbst Kopfbrechen gekostet,) als ein Pröbchen seiner künstlichen Exegetik gelten kann.

XVI.

XVI.

Johann Christian Dietz, S. S. Theol. Prof. publ. extraord. Definitor. und Stadtpredigers zu Gießen, wie auch der gelehrten Gesellschaft daselbst Mitgliedes, Abhandlung von den Grenzen der körperlichen Welt. Gießen 1773. 166 Seiten. 8.

Ohngeachtet der strengsten Lehrart, welche Hr. Dietz in seinem Vortrage beobachtet, haben wir doch in dem Buche manche Nebenbetrachtungen und Digressionen gefunden. Zum Theil kommen sie mitten in den Beweisen vor, und müssen also wohl als Demonstrations-Episoden betrachtet werden. Z. B. von den Leidenschaften, welche die heil. Schrift Gott anthropopatisch beylegt; über die Meynungen der Alten vom Ursprunge der Dinge; über die biblische Stelle: Es wird ausgesäet ein natürlicher Leib, und wird auferstehen ein geistlicher Leib; ferner ein neuer Beweis für den Satz des hinreichenden Grundes; u. s. f.

Die Hauptsache, um derentwillen diese Schrift verfasset ist, besteht darin, daß der V. zu erhärten sucht, man könne die körperliche Welt nicht unendlich nennen, sondern sie müsse Grenzen haben. Er stützt sich zuerst auf Stellen der Offenbarung, die aber dem Recensenten — wenn anders ein Laye in diesem Gericht auch eine Stimme hat

hat — das nicht zu beweisen scheinen, was dadurch bewiesen werden soll. Darauf folgen alsdenn zwey Demonstrationen.

Die erste Demonstration ist die weitläuftigste. Der V. legt dabey die Begriffe von der Welt überhaupt, von der körperlichen insonderheit, und von der Ausdehnung, noch Leibnitzischen Principien zum Grunde; schaltet aber zugleich manche Sätze mit ein, die zu Materialien seines Beweises dienen sollen. Z. B. jedes Ding ist nur eins; (ganz recht) Eins kann aber vieles seyn, in so fern darunter mehrere Dinge enthalten sind. (Nicht ganz recht. In so fern ein Ding eins ist, kann es nicht vieles seyn. Eins kann aus vielen bestehen, das ist ausgemacht; auch das ist richtig, daß einerley Ding in unterschiedener Beziehung bald als ein Theil, bald als ein Ganzes angesehen werden kann; denn hier kommt es nur auf die Vorstellungsart an; aber daß eins vieles seyn könnte, ist wenigstens unbestimmt ausgedruckt.)

Die Demonstration selbst, ins Kurze gefaßt, würde etwa so lauten: Die unendliche Ausdehnung ist ein ausgebreitetes Daseyn unzählig vieler körperlich zusammengesetzter Dinge ohne Schranken ihrer Vielheit. Diese Dinge müssen also nicht gezählt werden können. Alles, was gezählt werden kann, ist endlich. Wo wir nun ein Wenigeres und ein Mehreres annehmen, da muß das Wenigere jedesmal in eine gewisse Zahl eingeschlossen seyn. Die Weltkörper aber, im Ganzen betrachtet, sind der Zahl nach weniger, als die Thei-

le,

le, woraus sie bestehen; folglich müssen sie gezählt werden können, und also muß die Welt Grenzen haben. (Wenn nun aber ein Gegner die Begriffe des Verf. von Zahl und zählbar nicht annimmt? Oder wenn er auch wider das Wenigere und Mehrere Erinnerungen macht? Oder auch hinzufügt, daß hier Weniger und Mehr nicht verschiedene Dinge betrifft, sondern eben dieselben Objekte, welche im letzten Fall als einzele und im ersten als Aggregate gedacht werden? Oder auch fragt, ob der Verf. nunmehr, ohne einen Zirkel zu machen, auch schließen könne, daß die einzelnen Theile der Welt zählbar sind?)

Auch aus dem zureichenden Grunde demonstrirt der Verf. seinen Satz. Jeder Theil der Welt hat seinen Grund in dem zunächst bey ihm befindlichen. Also der erste muß aus dem zweyten, der zweyte aus dem dritten erkläret werden; u. s. f. Wenn nun die Welt ins unendliche ausgedehnt wäre, so würden immer noch Theile übrig seyn, die erklärt werden mußten, folglich würde nirgends ein zureichender Grund vorhanden seyn. (Könnte hier der zureichende Grund auch wohl mit dem nähern und entferntern Grunde verwechselt werden?)

Subtil genug sind die Demonstrationen; und von dieser Seite müßte dann die Schrift des Hrn. Dietz ihren Werth erhalten. Denn durch gefälligen Stil und unschuldige Annehmlichkeiten des Vortrags, welche zuweilen die Deutlichkeit zu befördern pflegen, ihr einen Werth zu geben, ist er wohl nicht willens gewesen.

XVII.

P. Joseph Fuchs, Benedictiners der Abtey der H. H. N. N. Marcellin und Pater in Seligenstadt, Abhandlung von den Wochentägen und den Geschichten der alten Hebräer, Griechen, Römer und Deutschen, zu Erläuterung eines bey Maynz gefundenen alten heidnischen Altars mit acht Götzenbildern. Maynz 1773. 35 Seiten, groß 4.

Der Altar, welcher zu diesen Blättern Gelegenheit gab, ist in einem Kupferstich beygefügt, und ein seltenes Stück des Alterthums. Man fand ihn schon vor zweyhundert Jahren bey der Vermessung der Felder um Maynz; er wurde aber nicht weiter untersucht, bis vor ein paar Jahren der V. denselben zu Gesichte bekam. Es ist ein steinernes rundes Werk; auf demselben sind in gleicher Abtheilung die sieben vornehmsten Gottheiten der Römer erhaben ausgehauen, aber nur als Brustbilder; zwischen dem Saturn, welcher der erste ist, und der Venus, als der letzten, steht in völliger Leibesgestalt ein Genius. Der Verf. schließt von der Lage dieses Altars in der Gegend des Rheinufers, daß er der Handlung gewidmet gewesen, und muthmaßt, daß er zu den Zeiten des Marc Aurel, oder kurz nachher aufgeführet sey. Seine Muthmaßung zu beweisen, sammlet er mit vieler

Belo-

Belesenheit die Stellen der Alten über die Wochentage, und vergleicht sie mit den Meynungen der neuen Antiquarien.

Alle übrige Eintheilungen der Zeiten beruhen auf den Veränderungen, die sich in der Natur und mit den Gestirnen zutragen; nur die Wocheneintheilung ist willkührlich, zu mehrerer Bequemlichkeit des bürgerlichen Lebens angenommen worden. Die Juden so wohl als die Christen finden in ihrer Offenbarung den Grund, warum sie sieben Tage auf eine Woche rechnen. Die Römer rechneten gleich anfangs acht Tage auf die Woche; der erste Tag in der folgenden Woche, folglich der neunte, in Absicht der vergangenen Woche, war ihr Markttag; daher die Nundinae von Nona Die. Diese Eintheilung behielten sie bey, ob gleich Numa und Cäsar die Zeitrechnung der Jahre und Tage veränderten. Aber sie nannten diese Wochentage nicht nach den Namen ihrer Götter, sondern bezeichneten die einzelnen Tage bloß durch die Nonas, Idus und Kalendas. Marc Aurel hielt bey Gelegenheit einer heftig wüthenden Pest ein Lectisternium, um die Gnade der Götter zu erbitten. Dieses Göttermahl setzte er auf sieben Tage, und gab dadurch, nach der Meynung des Verf., zuerst Gelegenheit, die Tage nach den Göttern, oder, wie man nachher geglaubt hat, nach den Planeten zu benennen. Die Epoche dieser Benennung fiel also in das Jahr 169. nach Christi Geburt. Indessen behielten die Römer doch ihre achttägige Wochen und ihre Nundinas bey, wegen

der

der Beziehung, die diese letztern auf die Handlung, die Zölle und alle Abgaben hatten; und weil dieser achte Tag noch ohne eine besondere Gottheit war, die Römer aber allenthalben Genios anzunehmen pflegten, z. B. bey einzelnen Personen, Straßen, Gebäuden, u. s. w., so führten sie auch einen Genius der Woche ein, und widmeten ihm den noch ledigen achten Tag. Constantin verlegte zuerst die Markttäge auf den Sonntag, und da er auch auf der Nicäischen Kirchenversammlung durch die Alexandrinische Kirche das Osterfest berechnen ließ, und nach dem Ostersonntage sich alle andere Sonntage des Jahrs richteten, so wurden nach und nach die siebentägigen Wochen eingeführt. Aber ein gesetzliches Ansehen erhielten sie erst unter dem Theodosius, welcher im Jahr 389 verordnete, daß alle Sonntage eben so wie der Ostertag sollten gefeyret werden.

XVIII.

Johann George Sulzers vermischte philosophische Schriften. Aus den Jahrbüchern der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gesammelt. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich. 1773. 398 S.

Das erste in dieser Sammlung ist die berühmte Theorie der angenehmen und unangenehmen Empfindungen, bey der wir uns aber, der Weitläuftigkeit wegen, und da sie schon vor meh-

rern Jahren auch besonders gedruckt worden, nicht verweilen können. Es folgt S. 99. Erklärung eines psychologischen paradoxen Satzes: daß der Mensch zuweilen nicht nur ohne Antrieb, und ohne sichtbare Gründe, sondern selbst gegen dringende Antriebe und überzeugende Gründe handelt und urtheilet. Es giebt Fälle, wo die Seele gezwungen ist, wider ihren Willen zu handeln, und wider ihre eigne Ueberzeugung zu entscheiden. Der Schreck zwingt uns öfters, uns in eine Gefahr hineinzustürzen, die wir gern vermeiden wollten. Wir wollen langsam und deutlich reden, unsre Zunge aber stammelt und stottert. In einer gewissen Art von Schwermuth thut man Dinge, vor welchen man in eben dem Angenblicke, da man sie thut, den größten Abscheu hat. Diese Facta beweisen das erste. Daß man aber auch in Urtheilen wider seine eigne Ueberzeugung entscheide, dieses beweist Hr. S. durch folgende Fälle. Es giebt Leute, die den Tod für Vernichtung halten, und sich doch vor Gespenstern fürchten; Beyspiele von Epicuräern, die alles dem Zufalle zuschrieben, und doch an Vorbedeutungen glaubten. Die Begebenheiten sind wahr; aber mir scheinen sie das nicht zu beweisen, was der berühmte Philosoph aus ihnen folgert, nämlich daß wir bisweilen gegen überzeugende Gründe urtheilen. Wenn sich derjenige, der die Unsterblichkeit der Seele im Ernste läugnet, gleichwohl vor Gespenstern fürchtet; so ist diese Furcht entweder der Erfolg eines ihm ehmals unter Begleitung vieler fürchterlichen Nebenideen ein-

eingeprägten Vorurtheils; dessen sinnliche Wirkungen in Körper man oft nicht ganz zu zerstören im Stande ist; oder man muß annehmen, daß ein solcher Mensch nicht einsieht, daß die Verneinung des einen Satzes, zugleich den andern, welchen er behauptet, mit aufhebe. Hier sehe ich nicht, wie die Seele gegen Ueberzeugung entscheide! Der Epicuräer, der Vorbedeutungen glaubt, muß nothwendig, wie mich dünkt, noch nicht überzeugt seyn, daß diese Vorbedeutungen mit seiner Theorie sich nicht reimen lassen; er sieht den Widerspruch zwischen Beiden nicht ein; oder es kann seyn, daß die Ueberzeugung, welche ihn an den Zufall glauben lehret, ihm auch den Schein einer Möglichkeit vorhält, daß allgemeiner Zufall der Weltbegebenheiten, und Vorbedeutungen mit einander bestehen können. Ich finde dennoch nicht, daß die vorbesagten Facta den Satz erweisen, der S. 105. ganz deutlich so ausgedruckt wird: "Daß uns zuweilen eine gewisse Kraft nöthige, etwas für wahr oder falsch anzusehen, wovon wir doch zuverläßig wissen, daß es wahr oder falsch ist."

Um die Frage zu beantworten: woher jene unbemerkbare und doch allen möglichen Bestrebungen der Seele überlegne Kräfte kommen. Beruft sich Hr. S. mit Recht auf die Macht der dunkeln Vorstellungen. Man muß dabey nur nicht vergessen, daß diese dunkeln Vorstellungen nichts anders als gewisse materielle Eindrücke des Gehirns sind, die zwar auf die Seele wirken, aber nicht so wirken, daß sie sich derselben bewußt werde. Daher stoße

ich S. 108. wieder bey folgendem Satze an: „daß „nicht blos die Vorstellung einer Idee, sondern alle „andre Handlungen der Seele dunkel seyn können. „Es giebt dunkle Urtheile, die wir fällen, ohne uns „dessen bewußt zu seyn, dunkle Empfindungen, ein „dunkles Verlangen, und einen dunkeln Abscheu.“— Ich zweifle, ob es überhaupt Handlungen der Seele gebe, die man dunkel nennen kann. Eine mit Reflexion begabte Vorstellungskraft wie die menschliche Seele, handelt, wie mich dünkt, allemal mit Bewußtseyn, wenn sie handelt. Veränderungen, die in ihr vorgehn, ohne Bewußtseyn halte ich in allen Fällen für Leiden, oder Unterbrechungen ihrer Selbstthätigkeit; z. E. den Zustand des tiefen Schlafs, der Ohnmacht u. s. w. ingleichen die Wirkungen gewisser Gehirnimpressionen auf die Seele, währender Zeit, da sie ihre ganze Thätigkeit auf andre Eindrücke verwendet. Daher sind ja eben die dunkeln Vorstellungen Zeichen eines eingeschränkten Geistes; weil, wenn die menschliche oder irgend eine andre endliche Vorstellungskraft, unendlich thätig wäre, dergleichen Vorstellungen bey ihr gar nicht seyn könnten. So nach kann man die übrigen angeführten Exempel beurtheilen. Dunkle Empfindungen sind Veränderungen des Gehirns, die auf die Seele Einfluß haben, ohne daß sie sich dabey thätig erweisen kann; denn so bald sie dies kann, sind sie nicht mehr dunkel, sondern klar. Dunkle Urtheile läugne ich ganz; nach der gewöhnlichen Bedeutung dieses Worts. Denn da ist jedes Urtheil eine Handlung der Seele. Ich unterscheide

aber

aber das Urtheil von der bloßen materiellen Association, oder Verbindung der Eindrücke der Gehirnfibern unter einander. Dringen sich dergleichen associirte Eindrücke der Seele auf, ohne daß sie sie zu trennen und zu unterscheiden vermag, so verhält sie sich hier blos leidentlich; es kann scheinen, als ob sie in dergleichen Fällen urtheile; es ist aber auch mehr nicht, als Schein. Denn solche mit einander verbundene Eindrücke, deren Verbindung die Seele nicht klar erkennet, verhalten sich gegen sie nicht anders, als die wirklichen äußern Gefühle. — Endlich was die dunkeln Begierden und Verabscheuungen betrift, so kann man diese, glaub ich, in der Bedeutung zugeben, daß die Seele begehrt, oder verabscheut, ohne einen bestimmten Gegenstand, auf den ihre Neigung oder Abneigung geht, zu kennen; sollen sie aber so verstanden werden, daß die Seele sich selbst dabey nicht einmal des Actus der Begierde und des Abscheues bewußt sey, so ist das abermals mir nicht gedenkbar. Die Phänomena, die man hieher ziehen könnte, erkläre ich nie blos aus den Nervenwirkungen, z. E. wenn ein Nachtwandler in dem tiefsten Schlafe eine Treppe steigt, so ist diese Bewegung, die zwar sonst auch Seelenwirkung seyn konnte, und es unzählich oft war, dermalen blos eine vom Gehirn auf die Veranlassung eines analogischen Eindrucks erfolgte Nervenwirkung. Und dabey fällt denn die Begierde ganz weg: man müßte denn diesen Ausdruck tropisch nehmen, wie Leibnitz auch in

der Monadologie gethan hat. Dies giebt aber nur unnöthiger Weise zu Verwirrung Anlaß.

S. 110. f. kömmt Hr. S. auf die Frage: warum die aus dunkeln Vorstellungen herrührenden Kräfte allezeit die Oberhand über das Bestreben des Willens haben. Die hieher gehörigen Bemerkungen sind vortrefflich ausgeführt, und in ein sehr helles Licht gesetzt. Ich halte es jedoch nicht für ganz unnütz, noch eins und das andre hinzuzufügen; daß die dunkeln Vorstellungen allezeit die Oberhand behalten, läßt sich nicht behaupten. Sie wirken nur alsdenn stärker, als die deutlichen, wenn ihrer so viele sind, und ihre Wirkung so schnell und lebhaft ist, daß das Bewußtseyn der Seele aufgehoben, oder geschwächt wird. Ueberhaupt läßt sich die Frage von der Macht der dunkeln Vorstellungen auch so ausdrücken: Woher kömmt es, daß in vielen Fällen die Bewegung der Gehirnimpressionen auf die Seele so wirkt, daß daher ganz andre Erfolge entstehen, als sich die Seele vorgesetzt hatte! Die Schuld liegt an der zu großen Menge, Stärke, und Geschwindigkeit der Impressionen, welche die Seele außer Faßung bringen und ihre mit Bewußtseyn verknüpfte Wirksamkeit unterbrechen. Daher sieht man, warum die Seele am wenigsten über plötzliche Eindrücke Meisterinn ist. Denn hier wird die bisherige Ideenreihe schnell unterbrochen; es erwachen eine Menge von Ideen auf einmal; und mit ihnen sind gemeiniglich sehr gewaltsame Empfindungen verbunden. — Ich merke noch an, daß in allen Fällen, wo man einen

nen Streit der menschlichen Kräfte wahrnimmt, dieser Streit nicht in der Seele selbst liege — denn wie kann eine einfache Kraft sich selbst zuwider seyn? — sondern daß es allemal Vernunft und Sinnlichkeit sind, die mit einander streiten. Die Sinnlichkeit aber in Absicht auf die Seele ist nichts als Negation, und kann in so fern nicht wirksam seyn; was also davon positiv und wirksam ist, das ist lediglich dem mit der Seele verbundnen Körper zuzuschreiben.

Der Beschluß dieser Abhandlung besteht in einer genauen Erklärung der Folgen, welche die Macht der dunkeln Vorstellungen nach sich zieht.

Die Dritte Untersuchung betrift die Kraft, oder Energie, in den Werken der schönen Künste.

„Was die menschlichen Einrichtungen nützliches an sich haben, läßt sich auf drey große Gegenstände zurückbringen. Die Staatskunst, die Philosophie, und die schönen Künste. Soll der Mensch zu dem Grade der Glückseligkeit gelangen, dessen er fähig ist, so hat er dazu dreyerley vonnöthen. Anordnungen, welche ihm den ruhigen Besitz und Genuß dessen, was zu seinen natürlichen Bedürfnissen gehöret, versichern; Kenntnisse und Einsichten, welche ihn von seinen moralischen Bedürfnissen, von dem Grade der Glückseligkeit, dessen er fähig ist, unterrichten; und endlich Veranstaltungen, um sich diese Einsichten zu Nutze zu machen, und die nöthigen Kräfte, um denselben gemäß zu handeln. Die Staatskunst sorgt für das erste, die Philosophie für das andere, und die schönen Kün-

ste sorgen für das dritte dieser Bedürfnisse. Ihnen kömmt es zu, die Lehren der Philosophie dem Gemüthe mit einer Kraft einzudrücken, dergleichen die nackte Wahrheit niemals hat; sie müssen sich der Einbildungskraft und des Herzens der Menschen bemächtigen, um sie nach dem erhabenen Ziele zu lenken, welches uns die Philosophie vorgesetzt hat. Hieraus fließt der erste Grundsatz der schönen Künste. Der Artist wähle einen nützlichen Gegenstand, er drücke ihn mit aller Kraft und Energie, dessen er fähig ist, aus; damit er bleibende Wirkungen in dem Verstande und dem Herzen des Menschen hervorbringe; oder kurz, der Künstler gebe einem nützlichen Gegenstande alle nur mögliche Energie. — S. 124. Die Seele geräth bey den Eindrücken der äußern Dinge in einen von diesen dreyen Zuständen; in den Zustand des Nachdenkens, der Betrachtung oder Beschauung und der Bewegung. Die Vollkommenheit, die wir an einer Sache wahrnehmen, heißt uns darüber nachdenken, die Schönheit reißt uns zur Betrachtung derselben fort, und die Energie bringt die Bewegung hervor. — Die Ursachen dieser Bewegung sind dreyfach: 1. eine schnelle Unterbrechung der Folge unsrer Vorstellungen; 2. eine neue Stärke, welche zuweilen unsre gegenwärtige Vorstellungen bekommen, und 3. ein merklicher Reiz von einer Sache, die sich unmittelbar auf unsre Gesinnungen und Leidenschaften bezieht. — S. 125. zur ersten Klasse gehören die Gegenstände, welche entweder durch ihre Neuheit, oder durch das Besondere, das

Selt-

Seltsame, oder das Wunderbare, das man an ihnen gewahr wird, etwas Auffallendes an sich haben. — Unter allen Arten von Energie ist diese die unerheblichste. Sie läuft blos darauf hinaus, einem Kunstwerke den reizenden Geschmack zu geben, wodurch es angenehm, oder belustigend wird. Die Materie desselben mag übrigens beschaffen seyn, wie sie will. Ihre Wirkung ist vorübergehend, sie bringt nichts Bleibendes in der Seele hervor, nichts was zur Verbesserung derselben abzielte. Werke, die blos ergötzend sind, können in ihrer Art vortrefflich seyn; aber die Art selbst, ist die geringste von allen. Unterdessen kann diese Art sehr nützlich gebraucht und sehr nothwendig werden. So oft die Materie, die der Künstler bearbeitet, recht wichtig ist, so muß er ihr alle mögliche Reize geben — hierdurch wird er ein Nachahmer der Natur, welche fast immer eine zufällige Annehmlichkeit mit den nützlichen Dingen verbindet. — S. 127. Die zweyte Art der Bewegung entsteht, aus der höhern Kraft einer ihrer Natur nach angenehmen, oder unangenehmen Beschaffenheit, welche aber doch ohne diese außerordentliche Hülfe keine merkliche Energie haben würde. Hr. S. rechnet, um es kurz auszudrücken, hieher die Werke von höherer und ungemeiner Schönheit, die uns nicht blos gefallen, sondern entzücken. Der wichtige Nutzen davon ist, die Erhöhung unserer Vorstellungskräfte; außerdem aber haben sie noch den Vortheil, uns speculative Wahrheiten besser einzudrücken, und unsere Fähigkeit von angenehmen

Dingen gerühret zu werden, zu vermehren. — S. 135. die dritte Art von Energie liegt in Dingen, die sich unmittelbar auf die moralischen Gesinnungen, und auf die Leidenschaften, oder auf die untern Kräfte der Seele beziehen. Hieher gehören alle Werke der für die Sinne arbeitenden, und der redenden Künste, die Begierden und Abscheu hervorbringen.

Aus diesem kurzen Abrisse ist, wie mich dünkt, schon deutlich genug, wie sehr sich dieses Raisonnement in Gründlichkeit und Neuheit von so vielen andern Betrachtungen über die Grundsätze der schönen Künste unterscheide. Ich lege indessen auch hier einige Zweifel, die mir bey manchen Stellen entstanden sind, dem Leser zu weiterer Untersuchung vor.

Sollte man wohl beweisen können, daß der erste und der einige Zweck der schönen Künste kein andrer sey, als der, welchen Hr. Sulzer dafür angiebt. Er ist freylich der erhabenste, den man sich denken kann, aber er ist darum nicht ausschließend wahr. Weder die Geschichte des Ursprungs der schönen Künste, noch die Natur unseres Geistes, für den sie arbeiten, geben uns dieses an die Hand. Mir scheint der Endzweck der schönen Künste allgemein genommen, das Vergnügen an der Schönheit zu seyn. Das Wahre, das Schöne, und das Gute sind die drey Hauptgegenstände, womit sich die Seele beschäftigt. Auf das erste beziehen sich die Wissenschaften, auf das zweyte die schönen, und auf das dritte alle übrigen Künste und Einrich-

tun-

tungen. Das Gute ist verschieden nach Maasgabe der verschiednen Theile unsrer Natur, die dadurch gebessert, und vervollkommt werden. Daher entspringt der Unterschied des physikalisch und des moralisch Guten. Die Schönheit die nur in der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen besteht, so fern sie sinnlich, d. h. ohne Zergliederung des Einzelnen, vorgestellt wird, ist ebenfalls entweder physikalisch oder moralisch. Die letztre ist die Uebereinstimmung moralischer Handlungen, in so fern sie uns sinnlich vorgestellt wird. Sie ist so zu sagen die Tugend als Phänomenon betrachtet. Es giebt gewisse Seiten der Tugend, die nie moralische Schönheit gewinnen können, weil zu tiefes Nachdenken, zu scharfe Einsicht in die moralischen Principien erfodert wird, um sie als Tugend zu erkennen. Hingegen haben viele Aeußerungen des moralischen Charakters Schönheit, ob ihnen gleich der innere Grund der ächten Tugend fehlet. z. E. Ergießungen des Mitleidens, der Freygebigkeit, der zärtlichen Liebe, sind immer schön; ob sie vollkommen moralisch gut sind, darüber urtheilet nur der, welcher das Herz genau prüfen kann. Die moralische Schönheit beruht, so wie die physikalische nur in der äußern scheinbaren Oberfläche. Folglich alles Schöne ist gut; in so fern es Vergnügen gewähret; aber nicht ist das Schöne deswegen gleich auf alle Weise gut; das heißt, man darf von der Schönheit nicht alle Arten des Vergnügens erwarten. Endlich ist nicht alles Gute schön; ja vieles was gut ist, kann unmöglich schön seyn; weil es

nicht

nicht für die sinnliche Beachtung, sondern zu andern Zwecken bestimmt ist. Ein ähnliches Verhältniß findet sich zwischen dem Wahren und Schönen. Alles Schöne ist in gewisser Bedeutung wahr; in so fern Uebereinstimmung ein gemeinschaftlicher Charakter des Wahren und Schönen ist. Aber nicht alles Wahre ist schön, oder kann schön seyn, denn die Uebereinstimmung des Wahren erfodert langsame Zergliederung: die bey der Schönheit aber schnelle sinnliche Beschauung. Vieles Schöne ist in dieser oder jener Bedeutung falsch: z. E. der Regenbogen; oder die Erdichtungen in der Poesie. Die schönen Künste nun sind diejenigen, deren eigenthümlicher Endzweck ist, schöne Werke hervorzubringen, und dadurch Vergnügen zu machen. Diese Schönheit liegt entweder in sichtbaren Formen und Bewegungen, oder in der Harmonie und Melodie der Töne, oder in wörtlich ausgedruckten Gedanken. Die niedern Sinne des Gefühls, des Geruchs und des Geschmacks sind zwar vieler angenehmen Empfindungen fähig, aber von der Empfindung des Schönen ausgeschlossen. Denn ihre Wirkungen sind zu dunkel, und lassen zu wenig Mannigfaltigkeit zu. Die beyden ersten Klassen der schönen Künste suchen entweder blos das Vergnügen, das der Schönheit wesentlich ist; oder sie zielen noch überdem auf ein intellectuelles, oder moralisches Vergnügen ab. Zu der ersten Art gehört die Architectur, die gemeine Tanzkunst, und diejenige musikalische Composition, bey der weder Gesang, noch bestimmter Ausdruck der Lei-

den-

denschaften statt findet. Zur letztern gehören alle diejenigen, welche uns einen schönen Ausdruck an Gesinnungen und Leidenschaften gewähren; als die höhere, oder pantomimische Tanzkunst, die Singcomposition, die Historienmalerey, und die redenden Künste. Nun ist freylich nicht schwer, einzusehn, daß die letzte Klasse mehr Würde hat; aber die erste ist deswegen nicht zu verachten; da sie in ihrer Art den Zweck der schönen Künste ebenfalls erfüllet. Ich getraute mich daher nicht nachzusagen, was Hr. Sulzer S. 143. sagt: „Der Künstler, der nur zur Belustigung der Einbildungskraft arbeitet, ist nicht ein Nachahmer der Natur, sondern ein Affe, welcher sich stellet, als ob er dem Menschen nachahmte, und doch als ein Thier spielet, welches keiner vorher überlegten Absichten und Endzwecke fähig ist.“ Man sollte über die Gattungen des Schönen so billig urtheilen, daß, indem man die höhern bewundert, man deswegen den niedern doch den Beyfall nicht versagte. Das bloße Vergnügen, das die Schönheit als Schönheit gewähret, wenn man auch weiter auf gar keinen Nutzen siehet, bleibt doch immer ein edles, den Menschen vor den Thieren eignes, und eben deswegen sehr schätzbares Vergnügen. Dem ungeachtet verdient Hr. Sulzer wegen der vortrefflichen Absicht, die schönen Künste im ganzen zu veredeln, das Lob aller Rechtschafnen, und wegen der tiefen Einsichten, die er dabey zeigt, selbst der Kenner Bewunderung.

S. 146. folgt eine Philosophische Betrachtung über die Nützlichkeit der dramatischen Dichtkunst, worinnen die Einwürfe, besonders aus dem Grundsatze, daß man die dramatische Dichtkunst nicht aus dem was sie ist, sondern aus dem was sie seyn kann, beurtheilen müsse, gründlich abgelehnet, und hie und da zur Verbesserung des Theaters treffliche Vorschläge gegeben werden. Besonders hat mir S. 163. das Urtheil gefallen: „Wenn man die Schauspiele auch nur als eine bloße Belustigung betrachtet, so haben sie nichts an sich, dessen sich die aufgeklärteste Vernunft schämen dürfte, wenn man nur einige Fehler dabey verbesserte, welches sich gewiß sehr leicht thun ließe.“ — Durch dieses Urtheil scheint Hr. Sulzer etwas von der allzu großen Strenge, die er in Absicht des Hauptzwecks der schönen Künste sonst äußert, nachzulassen.

S. 166. Anmerkungen über den gegenseitigen Einfluß der Vernunft in die Sprache, und der Sprache in die Vernunft. In dieser Abhandlung, welche schon 1767 in den Jahrbüchern der berl. Akademie erschienen, finden sich sehr viele richtige Bemerkungen, welche Hr. Herder in seiner Preisschrift über die Sprache wohl benutzet hat, ob er sie gleich nicht ausdrücklich anführet.

„Was für einen Gang mag wohl der Verstand „genommen haben, daß es sich der Mensch einfal„len ließ, schickliche Zeichen zur Vorstellung sei„ner Ideen zu suchen, und durch was für Mittel „hat er wohl diese Zeichen gefunden?“ Dieses sind die

die Fragen, welche Hr. S. hier untersuchet. — Der erste Schritt zur Sprache war: der Mensch mußte in seinen Vorstellungen gewisse Theile als abgesonderte und mit den übrigen nicht zusammenhängende Wesen unterscheiden. Dieser erste Schritt war nach Beschaffenheit der Gegenstände mehr oder weniger schwer. Bey einigen war eine geringe Aufmerksamkeit schon hinlänglich, bey andern wurde der Beobachtungsgeist und ein von Genie unterstützes Nachdenken, dazu erfodert, bey gewissen Fällen endlich mußte der Zufall dem Genie zu Hülfe kommen. Das Gesicht ist der einzige Sinn, welcher uns sehr bald merken läßt, daß sich die Gegenstände, deren Empfindung er in uns erreget, außer uns befinden: (an und für sich lehret uns wohl dieses das Gesicht nicht, wohl aber in so fern es sich mit dem Gefühle vereinbaret.) Daher ist es wahrscheinlich, daß die sichtbaren Gegenstände die ersten gewesen sind, welche der Mensch unterschieden, und von welchen er sich klare Begriffe gemacht hat. (Dem Recensenten aber dünkt des Hrn. Herders Hypothese, von der Erfindung der Sprache durchs Gehör, mehr Convenienz zu haben, auch wenn man noch nichts weiter als die Festsetzung abgezogner oder aus der ganzen verwirrten Menge herausgehobner Merkmale oder Begriffe darunter versteht; denn daß die ersten Worte oder articulirten Töne, durch Nachahmung hervorgebracht worden, nimmt Hr. S. selbst an S. 173.) Die Anmerkungen über die Verschiedenheit der articulirten Töne, die doch für eine Bedeutung erfun-

erfunden wurden, und über die Bezeichnung solcher Dinge durch Töne, die doch selbst mit einem Laute nichts ähnliches oder gemeinsames haben, sind sehr gründlich, und enthalten die Grundlage des Herderschen Raisonnements über eben diese Fragen. Zuletzt wird der Einfluß der Sprache in die Vernunft aus folgenden Gründen hergeleitet: weil uns die Namen den Besitz der klaren Ideen versichern: weil Wörter alle Operationen des Verstandes beträchtlich abkürzen; weil sie auf die Beobachtung der Sachen selbst; oder auf das Nachdenken über dieselben führen, und dadurch den Erfindungsgeist stärken. Der letzte Grund ist in ein vorzüglich helles Licht gesetzt. Außerdem zeigt Hr. S. noch sehr ausführlich den Nutzen derjenigen Redensarten, welche vermöge ihrer ursprünglichen Bedeutung natürliche Zeichen der Ideen werden, welche sie ausdrücken. Der letzte Theil dieser Abhandlung betrift die Erfindung der Sprache, in so fern sie nicht blos Nomenclatur, sondern zusammenhängende Rede, oder ein Mittel ward, wodurch Veränderungen und Verhältnisse ausgedrückt wurden. Dieser Frage ist nun freylich durch die hier gemachten, obgleich immer lesenswerthen Bemerkungen noch nicht volle Gnüge gethan; indessen gehört auch hiezu noch mehr Aufmerksamkeit auf die Fortbildung der ältern Sprachen selbst. Hr. S. scheint vorauszusetzen, daß die ersten Zeitwörter von Nennwörtern gemacht worden; mir kömmt es hier abermals richtiger vor, mit Hr. Herder die Verba zu den ersten Stammwörtern der ersten Sprache zu

Die

Die sechste Abhandlung betrift das Bewußtseyn und dessen Einfluß in unsre Urtheile. Die Idee, die wir von uns selbst haben, in so fern wir uns selbst von den Ideen, die uns beschäftigen, unterscheiden, erhalten wir so gut als andre Begriffe durch die Sinne. Im tiefen Schlafe, und in der Ohnmacht erlöscht dieses Bewußtseyn gänzlich. Daraus folgt, daß die Seele sich nicht anders, als vermittelst des Körpers empfinde, und keine absolute Idee von sich selbst habe. Wenn S. 205. Hr. S. das Factum, da Personen nach einer Ohnmacht eine Rede gerade da, wo sie dieselbe beym Ohnmächtigwerden gelassen hatten, wieder fortsetzen, aus dem Grunde erklärt, daß die Seele die letzten klaren Vorstellungen, die sie gehabt hatte, obgleich dunkel behalte; so gestehe ich, daß ich von diesem dunkeln Behalten klarer Vorstellungen in der Seele nichts begreife. Mir scheint dieses blos von der Erneuerung der materiellen Eindrücke im Gehirn herzukommen, die während der Ohnmacht zwar an Lebhaftigkeit abgenommen hatten, aber doch nicht in ihrer Ordnung gestört worden waren. — Die Idee von uns selbst, da sie die Idee von einem Individuum ist, kann niemals vollständig seyn. Bisweilen ist sie so unvollständig, daß sie sich beynahe in einen allgemeinen Begriff verwandelt. Dieses wird durch einige merkwürdige und sehr wohl erläuterte Facta bestätigt; und verschiedene Folgerungen daraus abgeleitet. Uebrigens wird das Bewußtseyn durch die Verschiedenheit der Sinne, und durch sinnliche Empfindungen, die

Umstände des Orts und der Personen in sich schließen, vollständiger und deutlicher. Herr Sulzer beweist dieses wiederum aus der Erfahrung, und macht endlich noch den Leser auf folgende Corollarien aufmerksam, nämlich: daß wir sehr geneigt sind, unsre Einbildungen für etwas wirkliches zu halten, und daß so gar dergleichen Täuschungen sich nothwendig so oft zutragen müssen, als wir während der Zerstreuung einen klaren Eindruck erhalten, der von einer auf wenige Umstände sich beziehenden sinnlichen Empfindung verursachet wird; zweytens, daß wir blos vermittelst der beständigen und mannichfaltigen sinnlichen Empfindungen uns in Absicht auf die Wirklichkeit unsers äußern Zustandes bey der gesunden Vernunft erhalten; und drittens, daß es eine für alle Geschäfte des Lebens äußerst wichtige Sache ist, daß man sich angewöhne, dem Bewußtseyn alle nur mögliche Vollkommenheit zu geben.

Es folgen S. 225. Anmerkungen über den verschiedenen Zustand, worinn sich die Seele bey Ausübung ihrer Hauptvermögen, nämlich des Vermögens sich etwas vorzustellen und des Vermögens zu empfinden, befindet. Unter dem ersten versteht Hr. S. das Vermögen, die Beschaffenheiten der Dinge zu erkennen, unter dem letztern aber das Vermögen, auf eine angenehme, oder unangenehme Weise gerührt zu werden. (Das letztre müßte man wohl eher eine Empfänglichkeit (receptivitas) als ein Vermögen nennen. Alle Empfindungen sind als solche betrachtet für die

Seele

Seele Leiden, nicht Handlungen). Bey der Empfindung wird die Seele blos ihren eignen Zustand deutlich gewahr, und bemerket den Gegenstand kaum, der ihn hervorbringt; beym Nachdenken hingegen ist sich die Seele ihrer selbst kaum bewußt, und hält sich blos an den Gegenstand, der außer ihr zu seyn scheint. Zwischen diesen beyden Zuständen bemerkt Hr. S. noch einen dritten, der zwischen ihnen das Mittel hält, und dem er den Zustand der Betrachtung (contemplation) nennt, welcher aus einer beständigen und schnell auf einander folgenden Abwechslung des Nachdenkes und Empfindens entsteht. Das alles ist vortrefflich auseinander gesetzt; und durch die evidentesten Facta gesichert worden.

Wir sehen uns durch die Schranken des Raums gezwungen, die andre Hälfte dieser durchgängig gedankenvollen, und reichhaltigen Abhandlungen zu übergehen, und müssen uns, so gern wir auch länger dabey verweilten, begnügen, unsre Leser blos durch die Anzeige der Rubriken auf den Inhalt derselben begierig zu machen. Es folgen nämlich noch in dieser Sammlung: VIII. Zergliederung des Begriffes der Vernunft. IX. Psychologische Betrachtungen über den sittlichen Menschen. X. Entwickelung des Begriffs vom Genie. XI. Versuch über die Glückseligkeit verständiger Wesen. XII. Gedanken über einige Eigenschaften der Seele, in so fern sie mit den Eigenschaften der Materie eine Aehnlichkeit haben, zur Prüfung des Materialismus. XIII. Entwickelung des Begriffes vom einigen

Wesen. XIV. Versuch, einen festen Grundsatz zu finden, um die Pflichten der Sittenlehre und des Naturrechts von einander zu unterscheiden.

Man hat die Ausgabe dieser schätzbaren Sammlung, wie aus der Vorrede zu ersehen, dem Zureden des Hrn. Prof. Garve an den Verfasser zu danken; er hatte auch versprochen, seine Anmerkungen beyzufügen, ist aber durch eine nunmehr schon langwierige Krankheit abgehalten worden. Wir unterschreiben den Wunsch des Hrn. Prof. Sulzer „daß dieser würdige Mann der Philosophie noch nicht entzogen werden, und eine Zeit kommen möge, da er in einem besondern Zusatze zu dieser Sammlung sein Versprechen erfüllen könne," mit vollkommen theilnehmendem Herzen.

Die edle Erklärung, die Hr. S. am Ende der Vorrede thut, werden wir bey einer andern Gelegenheit unsern Lesern vorlegen.

S.

XIX.

Briefe über die Policey des Kornhandels; herausgegeben von H. L. W. Berkhausen, Königl. Preuß. Krieges- und Domainenrath. Lemgo 1773. 176 Seiten 8.

Die Theurung der vorigen Jahre hat eine Menge von Schriften und Projekten veranlaßt, die diesem Uebel abhelfen, oder aufs künftige vorbeugen sollen. Die meisten darunter haben den Fehler des Systems, fließen aus einseitig angenommenen Principien, und können höchstens nur für einzelne Staaten brauchbar seyn. Holland hat nie merkliche Veränderungen in den Kornpreisen, und befindet sich in dieser Absicht unstreitig in sehr glücklichen Umständen, weil die großen und schleunigen Veränderungen der Preise eine Geissel der Länder sind; aber würde man die holländische Policey wohl auf andere Länder anwenden können? Staaten, welche zur Schifffahrt und zum auswärtigen Handel bequem liegen, müssen mit allen Anstalten, wodurch den Kaufleuten einzelne Handlungszweige aus den Händen gewunden werden, sehr behutsam seyn; aber kann man nach diesem Principium wohl bey Ländern von ganz entgegengesetzter Beschaffenheit verfahren? Es werden in der Staatswirthschaft nicht leicht so allgemeine Grundsätze zu erdenken seyn, die nicht durch äußere dazu kommende Umstände mannichfaltigen Abänderungen unterworfen würden; und

Schlüsse von einem Staat auf den andern, oder auch von einer Zeit auf die andere sind allemal fehlerhaft.

Herr Kriegsrath Berkhausen sah diese Fehler ein, und schon dadurch bekam sein Werk einen merklichen Vorzug vor vielen andern. Einen andern Vorzug gab er ihm durch die Einkleidung. Seine Briefe sind munter, durch eine wohlangebrachte Belesenheit unterhaltend, und auch in den kleinen Digressionen, die dem Briefstiel natürlich sind, die er aber doch immer in Beziehung auf seine Hauptmaterie zu setzen gewußt hat, lehrreich und angenehm. Zuerst widerlegt er diejenigen, die sich wider das Verboth der Getraide-Ausfuhr erklärt haben. Ihre Hauptgründe z. B. es ist ungerecht, die natürliche Freyheit einzuschränken; der Staat selbst leidet darunter; der Negociant wird abgeschreckt, u. s. w. werden eben so hinlänglich als verschiedene andere kleinere Gründe beantwortet. Nur bey der Untersuchung: ob der Ackerbau durch hohe Getraidepreise aufgemuntert werde, oder ob er darunter leide? thut der Hr. Verf., der das letztere behauptet, mir kein Genüge. Seine Beweise können höchstens nur in einem Staate gelten, wo die ganze Einrichtung der Landwirthschaft fehlerhaft, und die Bauren Sclaven sind. Indessen räth er die Kornsperrung nicht blindlings an, sondern bestimmt die Fälle, wo sie besonders nöthig ist, und erwähnt dann auch verschiedener anderer, wo die Ausfuhr verstattet werden kann. Da aber bey dem Handel überhaupt

aller

aller Schein des Zwanges so viel möglich zu vermeiden ist, so schlägt der Verf. vor, die Ausfuhr des Getraides beständig frey zu geben, und nur auf dieselbe einen Impost zu legen, der mit den Kornpreisen in gewissen festgesetzten Verhältnissen beständig steigt und fällt. Eben ein solcher Impost würde seiner Meynung nach auf die Einfuhr, die sonst nie gehindert werden darf, doch in dem Fall zu verordnen seyn, wenn die innere Circulation unter derselben litte. Endlich untersucht er die Mittel, die man wider die Theurung vorzuschlagen pflegt, und redet bey der Gelegenheit vom Kornwucher; vom Brandtweinbrennen; von der Ankaufung des Getraides aus fremden Ländern; von den Brodtaxen; von den Kornmagazinen. Seine Urtheile sind durchgängig gemäßigt, und mit der strengsten Unpartheylichkeit gefällt; auch werden hin und wieder sehr nützliche Vorschläge gegeben, z. B. das Korn nicht nach dem Maaß, sondern nach dem Gewicht zu handeln. Doch möchten wider die Art, wie der Verf. die Kornmagazine veranstaltet haben will, noch allerhand Schwierigkeiten erregt werden können.

XX.

Theoduli Ecloga. Ad codices manuscriptos veteresque editiones recensuit et cum lectionis varietate itemque commentatione critica edidit *I. G. S. Schwabe.* Altenb. 1773. 8. $5\frac{1}{2}$ Bogen.

Theoduls, eines Schriftstellers des zehnten Jahrhunderts, Ecloga, oder in Leoninischen Versen abgefaßtes allegorisches Idyll über die Religion ist es, so sich Herr Schwabe zum Gegenstande seiner kritischen Bearbeitung gewählet hat. Die Schrift des Theoduls verdienet weder von Seiten des Inhalts, noch von Seiten der poetischen Kunst und des Ausdrucks, die mindeste Empfehlung, und kann nur zu einem historischen Denkmale von dem tiefen Verfall des guten Geschmacks in den damaligen Zeiten dienen. In der vorgesetzten kritischen Abhandlung liefert Herr Schwabe sehr ausführliche Nachrichten von dem Theodul S. 1 — 20. Hierauf handelt er von den so genannten Leoninischen Versen oder reimenden Hexametern S. 20 — 27 und zuletzt redet er von den verschiedenen Handschriften und Ausgaben seines Schriftstellers.

XXI.

Jo. Mich. Heusingeri opuscula minora varii argumenti. Exhibuit, praefatus est et vitam auctoris dedit Frid. Aug. Toepfer. T. I. Nordlingae 1773. 8.

Heusinger, der als Director des Gymnasii zu Eisenach 1751 gestorben ist, gehört ganz unstreitig zu den würdigen Schulmännern dieses Jahrhunderts, die sich um die alte Litteratur rühmlich verdient gemacht haben. Seine Schriften zeigen deutlich den Mann, der die alte Litteratur gründlich studieret hat, und seine lateinische Schreibart, wenn sie auch nicht, wie Hr. T. meynt, völlig die Schönheiten der Ciceronianischen ausdrückt, ist rein und fließend. In gegenwärtiger Sammlung liefert Hr. T. verschiedene Gelegenheitsschriften, die H. bey Schulfeyerlichkeiten herausgegeben hat. Sie betreffen größtentheils Gegenstände aus der Eisenachschen Kirchen- Schul- und Gelehrten-Historie. Ihr Inhalt ist größtentheils zu speciell, als daß er allgemein interessiren könnte, und einige derselben hätten immer der Vergessenheit überlassen werden können, ohne daß der Heusingerische Ruhm oder irgend ein Leser dabey etwas würde verloren haben.

Herr T. scheint indessen es als eine Pflichtsache anzusehen, daß er nichts von dem, was Heusinger geschrieben hat, dem Publikum vorenthalten

halten darf. Zum Beweiſe dient, daß er ſo gar die Anzeigen der bey Schulfeyerlichkeiten gehaltenen Reden hat mit abdrucken laſſen. Wozu das? — Noch hat er dieſer Sammlung eine Beſchreibung des Lebens und der Schriften des ſel. H. vorgeſetzt, welche Herr Hofrath Harles in ſeinen vitis Philolog. im erſten Bande mit einigen hinzugefügten Anmerkungen hatte abdrucken laſſen. Hr. T. beſchwert ſich in der Vorrede, daß in dieſem von Herrn H. beſorgten Abdrucke ſeine Arbeit durch grobe Druckfehler ganz verunſtaltet worden ſey, und führet dies als die Bewegurſach an, warum er hier dieſe Lebensbeſchreibung noch einmal wieder dem Publikum verlege.

XXII.

Renatus Proſper Taßins, Mitgliedes und Prieſters der Congregation von St. Maur und vornehmſten Verfaſſers des neuen Lehrgebäudes der Diplomatik, Gelehrten-Geſchichte der Congregation von St. Maur, Benediktiner-Ordens, aus dem Franzöſiſchen überſetzt. 1. B. Frankf. und Leipzig 1773. 8.

Gegenwärtiges Werk des T. verdiente vor vielen andern durch eine deutſche Ueberſetzung gemeinnützіger gemacht zu werden. Die Congregation von St. Maur Benediktiner-Ordens, die 1618 ihren Urſprung genommen, hat ſich durch ihre

ihre würdige Mitglieder um die gründliche Gelehrsamkeit so glänzende Verdienste erworben, daß eine ausführliche und zuverläßige Nachricht von dem Leben und den Schriften der Mitglieder derselben als ein wichtiger Beytrag zur Litterar-Geschichte angesehen werden muß. Es hat uns bisher an einem vollständigen und zuverläßigen Werke in diesem Fache der Gelehrten-Geschichte gefehlet. Des Bernh. Pez Benedictino-Mauriana (Augsburg 1716 in 8.) geht nur bis aufs Jahr 1711, und man tadelt daran mit Recht, daß in Anführung der Schriften nicht die erforderliche Sorgfalt und Genauigkeit ist bewiesen worden. Phil. le Cerf Bibliotheque historique et critique des auteurs de la Congregation de St. Maur (a la Haye 1726. 12.) enthält wichtige und brauchbare litterarische Nachrichten von den Mitgliedern dieser Congregation, allein man vermißt darinn viele wichtige Schriftsteller, die ganz übergangen sind, da hingegen von vielen andern, die in Beziehung auf die Gelehrsamkeit ganz unbedeutend sind, Nachrichten geliefert werden; und man wirft überhaupt diesem Werke verschiedene Fehler vor. Ziegelbauer in dem dritten und vierten Theile seiner Gelehrten-Geschichte des Benediktiner-Ordens hat ebenfalls Nachrichten von dem Leben und den Schriften der gelehrten Mitglieder dieser Congregation geliefert: allein seine Nachrichten sind größtentheils aus den Schriften des Pez und le Cerf entlehnet und haben beträchtliche Mängel. Unser Verf. hat die Arbeiten seiner Vorgänger genutzet

und

und durch sorgfältigen Gebrauch anderweitiger Hülfsmittel die Fehler und Mängel derselben zu verbessern und zu ergänzen gesucht. Er erzählt von jedem Schriftsteller die vornehmsten Lebensumstände, und ertheilt uns die ausführlichsten Nachrichten von ihren Schriften und gelehrten Arbeiten. Dieser gegenwärtige Band, der 620 Seiten enthält, fängt an mit dem Leben des Laur. Benard, der 1620 gestorben, an, und schließt mit dem Leben des Joh. Martiana, der 1717 starb. Der Verf. hat zugleich von vielen Gliedern der Congregation Nachricht gegeben, die gar nicht für die Gelehrten-Geschichte gehörten, von Männern, die entweder gar keine oder so geringe Verdienste um das Reich der Wissenschaften haben, daß sie die Aufmerksamkeit des Liebhabers der Litterar-Geschichte nicht verdienen. Er macht sich selbst darüber in der Vorrede Vorwürfe, und sucht sich zu entschuldigen S. XXIV: „Unsere Schriftsteller, „sagt er, und ihre Werke sind nicht alle von einer„ley Werth; es sind deren einige darunter, welche „nicht viel bedeuten. Inzwischen habe ich keinen „derselben weglassen dürfen, um die herrschende „Liebe der Congregation zum Studieren und zu „den Wissenschaften zu zeigen."

In der Vorrede wird zuerst kürzlich die Geschichte dieser Congregation erzählet, und hernach werden die Hülfsmittel, die bey Verfertigung dieses Werks gebraucht sind, nebst dem Plan, und der Einrichtung desselben angezeigt.

XXIII.

XXIII.

Johann George Zimmermann, Königl. Großbritt. Leibmedicus in Hannover, von der Einsamkeit. Leipzig 1773. 96 Seiten 8.

Der Hr. Verf. redet zuerst von dem Triebe zum gesellschaftlichen Leben, nächstdem von den verschiedenen, theils lobenswürdigen, theils tadelnswerthen Ursachen, die den Hang zur Einsamkeit so wohl hervorbringen als vermehren, und endlich von der vorzüglichen Neigung der Morgenländer zum einsamen Leben, dem Grunde derselben in dem Clima und dem Temperament dieser Völker, und den Einflüssen, die sie auf alle Religionen gehabt hat. Nach einigen Aeußerungen des Hrn. Leibmedicus scheinen diese Gedanken, die schon im hannöverschen Magazin abgedruckt waren, die Grundlage eines größern, philosophischen Werks seyn zu sollen; aber auch so, wie sie hier sind, können wir sie immer als eine angenehme und unterhaltende Lectur empfehlen. Mancher Leser wird aus denselben lernen können, und selbst diejenigen, denen der Inhalt dieser Blätter eben nicht neu seyn möchte, werden ihnen doch mit Vergnügen eine Stunde widmen. Von einem Zimmermann sind auch Kleinigkeiten angenehme Geschenke.

Der schriftstellerische Charakter des Hrn. Leibmedicus ist den Freunden der deutschen Litteratur schon aus seinen bisherigen Werken, besonders aus der vortrefflichen Abhandlung über den Nationalstolz zur Genüge bekannt. Ein denkender deutscher Kopf, der seinen Ernst mit Laune würzt, sich mit der gefälligen Leichtigkeit des französischen Stils ausdrückt, und seine Beweise nicht so sehr aus Theorien, als vielmehr aus der Geschichte und aus eigenen Erfahrungen hernimmt; das alles hat ihn längst unter unsern besten Schriftstellern ausgezeichnet. Doch finden wir die Laune, die sich sonst in vollern Strömen zu ergießen pflegte, in den gegenwärtigen Gedanken von der Einsamkeit seltner ausbrechen. Vielleicht glaubte der Herr Verfasser, daß die Thoren, die ihm hier aufstießen, mehr mit Ernst, als mit Gelächter bestraft werden müßten. Er verhehlt ihnen keine von denen Wahrheiten, die er ihnen für nöthig hält. Sollte auf diese redliche Wahrheitsliebe der Fluch fallen, den der V. in der Vorrede zu befürchten scheint? Wir dächten doch nicht.

XXIV.

Grundsätze der Logik, oder Kunst zu denken, zum Gebrauch der Vorlesungen von Christian Gottfried Schütz, Prof. der Philosophie auf der Friedrichsuniversität in Halle. Lemgo 1773. 156 Seiten 8.

Schon wieder eine Logik! Schreyet der größte Theil der Leser, und schüttelt den Kopf. Wie so? meine Herren. Vielleicht wegen der alten Sage, daß man mit den Logiken Flüsse zudämmen könnte? Mich nimmt es in der That nicht so sehr Wunder, wenn ein Professor in der Disciplin, worinn er lehren soll, ein Compendium schreibt. Blos nachzubeten, das wird doch niemand von ihm verlangen; und seinen Autor bald hier zu corrigiren, bald dort auszufüllen, sieht einer Art von Prahlerey ähnlich, die ein bescheidener Mann gern vermeidet. Ueberdem erhalten ja die Wissenschaften von Zeit zu Zeit Zusätze; sie nehmen auch andere Gestalten an. Wenn nun ein Gelehrter über seine Disciplin selbst denkt, wenn er mit den alten Wahrheiten die neuen Zusätze seiner Zeit verbindet, wenn er sie in einer modernen Form vorträgt; wollten wir ihn deswegen gleich tadeln, weil er auf sein Buch einen Titel setzt, der schon auf fünf hundert andern Büchern stand? Ich wenigstens hüte mich davor; denn ich glaube, wenn man einen befugten Richter in dem Streit abgeben will, so muß man selbst Docent seyn, oder ehemals gewesen seyn.

Des

Des Hrn. Schütz Kunst zu denken, fiel mir von ohngefähr in die Hand; und ob es gleich eine geraume Zeit her ist, daß ich keine Logik mehr gesehen habe, so wußte ich doch noch so viel davon, daß ich einen gewaltigen Unterschied zwischen meines alten Lehrers und des Hrn. Prof. Schütz Logiken gewahr werden konnte. Ich las sie durch, und wenn die Layen nicht ganz vom Votiren in Sachen, wo es auf Erkenntniß der Wahrheit ankommt, ausgeschlossen sind, so wird man auch mir erlauben, meine Stimme abzugeben.

Gleich im Eingange gefiel mir der Weg, den Hr. Prof. Schütz sich vorzeichnet. Die Logik soll uns doch denken lehren; sie muß ja also da wohl anfangen, wo unser Denken den Anfang nimmt. Meine Logik fieng mit den abstractesten Notionen an, und ich weiß michs noch sehr gut zu erinnern, was mir das für Mühe kostete, ehe ich mich in dieser fremden Welt zurecht finden konnte. Herr Schütz bahnt sich eine ganz andere Straße. Ob sie ganz neu angelegt ist, kann ich nicht sagen; aber sie ist gut und führt sicher zum Ziel. Er geht von der gemeinen Erkenntniß aus, sucht die Quellen der Begriffe auf, zeigt, wie die Seelenkräfte einander unterstützen oder hindern, untersucht die angebohrnen Talente und die verschiedenen erworbenen Fertigkeiten des Geistes, die zur Erkenntniß des Wahren behülflich werden, zergliedert die Vollkommenheiten und Mängel der Erkenntniß, und dann erst geht er zur gelehrten Erkenntniß, und

zu demjenigen, was dabey besonders zu bemerken ist, fort.

Nach diesem Plan enthält das erste Hauptstück die Lehre vom Ursprunge der Begriffe. Ich freuete mich, als ich gleich anfangs erklärt fand, wie die Nerven und das Gehirn unsre Empfindungen uns zuführen. Zwar kam es mir vor, als wenn die Beschreibungen von den einzelnen Organen der Sinne etwas weitläuftig gerathen wären, ich hätte auch noch gern einen bestimmtern Begriff von dem, was eine sinnliche Vorstellung ist, gehabt, weil ich diesen Ausdruck in ganz verschiedenen Bedeutungen bey andern Schriftstellern gebraucht finde; aber im Ganzen dankte ich doch dem Hrn. Professor dafür, daß er bey der Erklärung von den Veränderungen der Seele und ihren verschiedenen Fähigkeiten nicht auf die Seele allein sah, wie die meisten Philosophen zu thun pflegen, sondern zugleich immer einen Blick auf den Körper warf, der mit der Seele verbunden ist. Dadurch ward mir alles viel faßlicher, als es sonst hätte werden können. In dem zweyten Hauptstück, welches vom Ursprunge unsrer Urtheile und Schlüsse handelt, heißt es §. 46. „Die erste „Vorstellung, worauf alle Urtheile nachher sich „gründen, ist die von unserm Ich.“ Mir fiel dabey der Einwurf ein, daß das Selbst einer der abstractesten Begriffe ist, und daß Kinder schon lange zu urtheilen pflegen, ehe sie im Stande sind, die Idee von ihrem Ich zu fassen. Eben so zweifle ich auch an dem Satz. §. 47. „Alle sinnliche Ur-

„theile drücken blos die Beziehung aus, welche ge„wisse Dinge auf uns haben, oder nicht haben.“ Mein Zweifel kommt aber vermuthlich daher, weil ich nicht weiß, was der Hr. Professor eigentlich unter dem Ausdruck: sinnlich versteht. Desto deutlicher lernte ich aus den folgenden Erklärungen begreifen, was eigentlich Schlüsse sind, und wie sie entstehen. Doch stieß mir auch hier ein Satz wieder auf. Er steht §. 62. „Wenn alles übrige „gleich ist, so muß schon an sich den Empfindungs„urtheilen die größte, den gefolgerten die nächste, „und den historischen Urtheilen die geringste Zu„verläßigkeit eigen seyn.“ Unter der Bedingung: Wenn alles übrige gleich ist, sollte ja auch wohl die Zuverläßigkeit gleich seyn. Die Beweise sind von verschiedener Art, das erfodert die verschiedene Natur der Sachen, welche bewiesen werden sollen; aber die Ueberzeugung, die sie hervorbringen, kann ja doch wohl einerley Grad der Stärke haben. Nach meinem Gefühl sind die drey Sätze: die Sonne scheint; die Verticalwinkel sind gleich; Cäsar hat existirt; gleich zuverläßig. Das dritte Hauptstück, von der Bezeichnung der Gedanken, hat viel wichtige Sachen in der Kürze zusammengezogen. Das vierte, über die besondern Anlagen, und Fertigkeiten des Geistes, wo unter andern vom Genie, vom Beobachtungsgeist, von der Größe, Stärke und Geschwindigkeit des Geistes, und dem abstracten Kopf geredet wird, unterhielt mich auf eine angenehme Art, und überraschte mich um so viel mehr, weil ich

diese

diese Sachen in meiner Logik nie hatte erklären hören. In den übrigen Abschnitten des Werks kommt Herr Schütz erst auf die Materien, die man von je her zu dem Departement der Logik gezogen hat; aber er trägt sie doch auf eine andere Art vor, so daß sie durch die Verbindung, worinn er sie setzt, neu zu seyn scheinen, und auch deutlicher werden. Das fünfte Hauptstück handelt von Erwerbung der gelehrten Erkenntniß, und insbesondere von ihrer Erweiterung, ihrer Berichtigung, ihrer Aufklärung, ihrer Gewißheit und Wahrscheinlichkeit. Die Materialien, die unter diesen Titeln stehen, sind nicht wässerigt und seicht, wie man vielleicht vermuthen möchte, sondern Hr. Schütz hat darinn alles abgehandelt, was die strengsten Rechtgläubigen nur immer von einer Logik verlangen können. So gar die Lehre von den Figuren und Arten der Schlüsse mit allen ihren fürchterlichen Benennungen steht drinn. Ich glaubte einmal, daß diese Namen, die mir in meinen Studentenjahren so viel Schauder erweckt haben, wohl aus der Logik weg bleiben könnten, und daß sie dem ohnerachtet eine gute und vollständige Logik bleiben würde; da aber Herr Lambert in seinem Organon sich so weitläuftig auf diese Materien einläßt, und auch Hr. Schütz sie beybehalten hat, so müssen sie doch wohl nicht so unnütz seyn, als ich mir einbildete. In dem sechsten Hauptstück, von den verschiedenen Theilen der Gelehrsamkeit, habe ich mich in die Eintheilungen nicht immer so recht finden können.

Denn mag aber wohl das Schuld seyn, daß ich nun schon seit so langer Zeit die Wissenschaften anders eingetheilt gekannt habe. Im siebenten Hauptstück wird noch kurz von gelehrten Studien geredet, wobey manche artige Anmerkungen vorkommen.

Wenn ich also vieles in diesem Buch angetroffen habe, was sonst in den Logiken nicht steht, so ist dieses doch so beschaffen, daß mich dünkt, es schicke sich recht gut dahin. Weggelassen hat Hr. Schütz gewiß nichts, was von Bedeutung seyn könnte; nur die Sprache ist etwas anders. Wo andere Logiken uns nur die Namen sagen, da sagt er uns zuweilen anstatt der Namen die Sachen; und das halte ich für sehr menschlich. Mag er ja in seinen Vorlesungen die ganze Terminologie der Logik seinen Zuhören mündlich ergänzen; und das wird er vermuthlich thun, wo es nöthig ist. Uns andern hat er gewiß einen Gefallen gethan, daß er uns einmal eine Logik giebt, die gründlich und deutlich zugleich ist, und die man auch zur Noth für sich studiren kann. Wegen eines Vorwurfs, den man dem Hrn. Schütz machen wird, ist mir doch bange. Er hat öfters Wörter gebraucht, ehe er sie erklärt hat, und die Erklärung kommt manchmal erst lange nachher. Z. B. §. 37. redet er von Subjecten, Verhältnissen, Gattungen, und noch hat er nicht gesagt, was er darunter versteht. Auch der Begriff von der Wahrheit kommt erst im fünften Hauptstück vor. Das werden ihm die strengen Systematiker nicht so frey ausgehen lassen. Er

mag sehen, wie er mit ihnen fertig wird. Mir hat er kein Aergerniß dadurch gegeben, denn ich bin überzeugt, daß man nicht alles mit einem mal deutlich übersehen kann, sondern anfangs oft mit klaren Begriffen zufrieden seyn muß. Das Buch hat mich unterrichtet, und mir eine bessere Meynung von der Logik beygebracht, als ich bisher gehabt hatte, und dafür danke ich dem Hrn. Professor. Ich glaube, seine Zuhörer werden ihm auch danken, daß er ihnen ein Compendium in die Hände giebt, wobey sie schon für sich etwas denken können, und welches zum Lesebuch sehr gut seyn muß, weil es meistentheils aphoristisch, und in gewisser Absicht so gar tabellarisch geschrieben ist.

XXV.

Bemerkungen der Churpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft vom Jahr 1771. 400 S. 8. Manheim 1773.

Zuerst steht die fortgesetzte Geschichte der Gesellschaft, von dem Secretair derselben, Herrn Krämer. Sie ist für die Oekonomie durch ihren Inhalt interessant, und für die Gesellschaft durch den Beytritt verschiedener Personen vom höchsten Range rühmlich. Alsdenn folgen vier Abhandlungen. I. Betrachtungen über die wichtigsten Grundsätze des Ackerbaues von Stephan Gugenmus. Vom Dunge. Er besteht aus salzigen und ölichten Theilen; folglich sind alle Abgänge

vom Thier- und Pflanzenreiche dazu brauchbar. Alle Pflanzen werden durch einerley Saft ernährt; sie bereiten ihn vermittelst ihrer Structur nur auf verschiedene Art. Der Boden thut wenig zum Ertrag; alles kommt auf den Dung an. Aus der Luft erhalten die Pflanzen keine Nahrung, (so gewiß möchten wir das nicht behaupten; eben so wenig, als was der Verf. vom Blitz sagt, er sey ein Beweis, daß die Luft schwefelichte und salzigte Theile enthalte. Die neuen Physiker würden wider beyde Punkte beträchtliche Erinnerungen machen.) Bearbeitung des Ackers. Krankheiten der Pflanzen. Mehlthau entsteht aus verhinderter Ausdünstung. Weitläuftige und durch Proben bestätigte Vorschläge von Verbesserung des Ackers und seines Ertrages machen den Beschluß. II. Von einer Art Seifenerde, welche man bey Berweiler in der Herrschaft Kirn findet, von Cosmus Colini. Zuerst einige allgemeine Betrachtungen über die Erden. Dann von den fetten Erden und Steinen, und dem Gebrauch der davon gemacht wird. Darauf Beschreibung der Seifenerde bey Berweiler. Endlich Vorschläge, wie man diese Erde in Manufacturen brauchen könnte. III. Stadt- und und Landwirthschaftliche Beobachtungen, bey einer kleinen Reise gesammlet von Friedrich Kasimir Medicus. Der sonst in der gelehrten Welt mit Ruhm bekannte Verfasser dieses Aufsatzes, welcher Director der Churpfälzischen Gesellschaft ist, liefert hier von einer Reise, die nur acht Tage gedauret hat, eine Geschichte, die am innern Werthe

viele

viele weitläuftige Reisebeschreibungen überwiegt. Wir können aber nicht alles Merkwürdige auszeichnen. Nur ein paar Stücke. In der Churpfalz sind die Gemeinweiden aufgehoben; es hat aber viele Schwierigkeiten gekostet; besonders hat man den Nachtheil der Armen zum Vorwande genommen. Von den Angorischen Ziegen. Man hält sie in Schweden; auch in Deutschland an verschiedenen Orten. Digression über die beste Art, die Botanik ökonomisch zu studiren. Empfehlung, die Hälfte der Aecker mit Klee und Futterkräutern zu besäen. Der Acker muß umgestürzt werden, wenn das Unkraut anfängt zu blühen. Nutzen der Stallfütterung. (Er fällt unläugbar in die Augen, man hat aber die Anmerkung machen wollen, daß das Vieh dadurch schwächer würde. Welches ist hier das geringste Uebel?). IV. Von einigen Fehlern bey der Landwirthschaft; besonders in dem Churpfälzischen Oberamt Lautern, von Johann Jacob Kramer. Der Verf. rechnet dahin den Mangel des Verhältnisses zwischen Ackerland und Futterstand; und empfiehlt den Anbau der Futterkräuter; sonderlich der Esparcette, auch des Klees nach der schwedischen und mecklenburgischen Methode. (Sie ist nicht einerley. In Schweden wirthschaftet man mehr nach englischer Art; in Mecklenburg herrscht die nicht so vortheilhafte Koppelwirthschaft.) Ferner die Vernachläßigung der Wirthschaft durch die vielen Nebenfuhren von Holz u. s. w. Alsdenn das seichte Ackern, da man in den dortigen Gegenden

nicht tiefer als drey Zoll pflügt. Endlich den gar zu starken Anbau der Grundbieren (Kartoffeln). Ueber den letzten Punkt führt er Erfahrungen an, die wohl verdienen erwogen zu werden. Er berechnet den Schaden genau, der aus dem überhandnehmenden Kartoffelbau erwächst, und verlangt, daß kein Hauswirth mehr bauen soll, als er für seine Kinder und Dienstbothen braucht. — Ueberhaupt haben alle Aufsätze dieses Bandes das Vorzügliche, daß sie Theorie mit Erfahrung verbinden, und also die Fehler der bloßen Speculation eben so sehr, als die Ausgeburten verjährter Vorurtheile vermeiden.

XXVI.

Philosophische Abhandlung von einigen Ursachen des Verfalls der Religion. 1773. 3 Bogen in 8.

Ein viel versprechender Titel, nach dem man nichts geringeres als eine gründliche und durchdachte Entwickelung der Ursachen von dem Verfall der Religion erwarten sollte. Jedoch der Verf. scheint selbst bey Verfertigung der Vorrede empfunden zu haben, daß der von ihm gewählte Titel mehr ankündige, als in gegenwärtiger Schrift geleistet worden sey. Er sagt S. 2. „ich darf nur „punktiren, der Leser mag die Linien ziehen. Wäre „das Vorurtheil nicht so mächtig, und wäre unser „Jahrhundert schon so stark, jede Wahrheit, ohne

„gegen

„gegen ihren Sager entrüstet zu werden, anzuhö-
„ren: so würde ich tiefer in gegenwärtige Materie
„eingegangen seyn.“ Das heißt auf eine schein-
bare Art sich herauswickeln wollen, wenn man einen glänzenden Titel einer Schrift vorsetzt, die ihrem Inhalte nach das Gegentheil von dem ist, was der Titel erwarten läßt. Aber das heißt auch zugleich dem Publikum ein neues Blendwerk vormachen. Denn wenn der Verf. uns vorsagt, daß er nur punktiren dürfe, daß er es nicht wagen könne, in seine Materie tief einzudringen, weil er das Publikum für zu schwach halte, als daß es seine Wahrheiten anhören könne, ohne wider ihn entrüstet zu werden: so sollte man vermuthen, daß er uns viel neues, noch nie gesagtes, entdecken werde. Allein was finden wir? Alte, oft gesagte Dinge, ohne Ordnung und genaue Bestimmung. Die verschiedenen Meynungen der Schriftausleger, die vielen Sekten in der Christenheit, die Neigung, die Religion mehr zu einem Gegenstande der Speculation als zu einer Norm des zu bildenden moralischen Charakters zu machen. Misbrauch der Philosophie und der Freyheit im Denken, mehrere Aufklärung und Erweiterung der Wissenschaften, Luxus und herrschender Leichtsinn, Fehler und Unschicklichkeiten in dem Unterricht der Jugend, in den Lehren der Religion, und dergleichen, sind die von ihm angegebenen Ursachen von dem Verfall der Religion. Und dieß alles wird ohne Auseinandersetzung und Präcision der Begriffe, voll unreifer Urtheile in dem Ton einer

ermüdenden Deklamation dahin gesagt. Was kann man von einer solchen Schrift urtheilen? Kann man sie anders als schlecht nennen? Wenn der Verf. unter andern unreifen Urtheilen, von Gellerts und anderer rühmlichen Bemühungen, die Dichtkunst zum Dienst der Religion anzuwenden, S. 30 urtheilet, daß sie der Religion nur schädlich gewesen sind: so möchte dieß ehe auf seine Schrift können angewandt werden, wenn sie anders so abgefaßt wäre, daß sie sich viele Leser versprechen könnte.

XXVII.

Ξενοκρατους περι της απο ενυδρων τροφης. Cum Lat. interpretatione J. Bapt. Rorarii et Conr. Gesneri Scholiis, nunc primum integritati restituit, varietate lectionis animaduersionibusque illustrauit atque glossarium adjecit J. G. F. Franz. Lipſ. 1774. 8.

Xenocrates, ein berühmter Arzt, der nach einer Stelle im Galen, die Fabricius in B. Gr. T. II. pag. 68. anführet, zu den Zeiten des Kaisers Tiberius lebte, hat ein Werk geschrieben περι της απο των Ζωων ωφελειας, oder wie Clemens Alex. Stromat. I. den Titel angiebt, περι της απο Ζωων τροφης, wovon gegenwärtiges ein Fragment ist. Oribasius, ein berühmter Arzt zu den Zeiten des Kaisers Julian, der auf Befehl gedach-

gedachten Kaisers einen Auszug aus den Schriften der berühmtesten Aerzte, verfertigte, hat dasselbe seinen Collect. Medicinal. einverleibet, welche J. Bapt. Rorarius ins Lateinische übersetzet hat. Conrad Gesner gab zuerst den griechischen Text nach einer sehr mangelhaften Handschrift heraus, Zürch 1559. 8. nebst des Jan. Dubravius Büchern de piscinis et piscium, qui in eis aluntur, natura. Er fügte dem griechischen Texte die Uebersetzung des Rorarius und einige Scholien hinzu, worinn er den Text sowohl als die lateinische Uebersetzung theils erläutert, theils verbessert hat. Außer dieser Gesnerischen Ausgabe hat man drey Handschriften von dem griechischen Texte, wovon die eine in der Vatikanischen Bibliothek, die andere in der Königl. Bibliothek zu Paris, und die dritte, so ehemals dem Paul Vinding gehöret, auf der Johannisbibliothek zu Hamburg befindlich ist. Nach der letzten Handschrift ließ Fabricius in Bibl. Gr. T. IX. pag. 454 - 474 den griechischen Text nebst der lateinischen Uebersetzung des Rorarius abdrucken. Hr. Franz hat den griechischen Text, so wie er vom Fabricius geliefert ist, beybehalten, und die Scholien des Gesner hinzugefügt. Er selbst hat einige Anmerkungen angehängt, worinn theils der Text erläutert, theils die verschiedene Lesearten aus der Vatikanischen sowohl als Pariser Handschrift mitgetheilet werden, den Beschluß macht ein vollständiges Glossarium, bey dessen Verfertigung er außer andern Hülfsmitteln, auch den Scholiasten über des Oppianus Halieutica sich zu Nutze gemacht hat.

Lieb-

Liebhaber der alten Litteratur müssen die Bemühung mit Dank erkennen, die Hr. Franz diesem Schriftsteller, aus welchem Plinius der ältere und Galen vieles entlehnet haben, gewidmet hat.

XXVIII.

Der Fr. Maria le Prince de Beaumont neuer Mentor, oder Unterweisung für die Knaben, und für diejenigen, welche sie erziehen, nach deutscher Art eingerichtet. Lpz. 1773. I. Theil 219 S. II. Th. 238 S. 8.

Die gute Seite an den Erziehungsschriften der Frau Beaumont ist die Methode, die sie so wohl beym Unterricht, als bey der Bildung des Herzens gebraucht. Hierinn ist sie unverbesserlich. Sie hat eine Gabe, sich zu dem kindlichen und ersten jugendlichen Alter herabzulassen, die sehr selten ist, und von ihr sollten alle diejenigen, denen es obliegt, sich mit Kindern zu beschäfftigen, die Kunst lernen, Begriffe zu erläutern, durch Beyspiele zu unterrichten, faßliche Gleichnisse zu gebrauchen, durch unvermuthete und leichte Wendungen zu überraschen, zu rechter Zeit und auf die rechte Art so wohl zu belohnen als auch zu strafen. Aber diese Methode könnte man schon aus dem Magazin der Kinder lernen. Dieß war die erste Erziehungsschrift, welche die Frau Beaumont herausgab, und sie bleibt auch immer die beste. Warum also der Mentor übersetzt ist, sehe

ich

ich nicht recht ein. Die Methode darinn ist gut; aber die kannten wir schon; und die Sachen — die hätten wir großentheils der Frau Beaumont schenken wollen. Ihrer Moral, die unterweilen nahe an die Schwärmerey gränzt, nicht zu gedenken, so enthält der Religionsunterricht in diesem Werke so viel Unwürdiges, daß ich schlechterdings nicht rathen kann, es irgend einem Kinde in die Hand zu geben, und daß auch Erzieher, die es etwa der Methode wegen nutzen wollen, behutsame Prüfung anwenden müssen. Wollte der Uebersetzer dieß Buch doch nach deutscher Art einrichten, so hätte er gewiß seinen Landsleuten keinen geringen Gefallen gethan, wenn er gegen so manche irrige Begriffe von Gott, so manche schiefe und niedrige Vorstellungen von Religionswahrheiten strenger gewesen wäre. Denn das, was er da übersetzt hat, kann er unmöglich alles für wahr und richtig gehalten haben.

Im zweyten Theil kommen außer dem Religionsunterricht noch beyläufig die Anfangsgründe der lateinischen Sprache, der Geographie und der Geometrie vor. Die Art, das Lateinische zuerst aus einzelnen Redensarten zu lernen, hat schon Locke vorgeschlagen, und sie ist allerdings sehr brauchbar; auch das ist recht, daß man Kinder anfangs mit Regeln verschonen muß; aber warum fängt Frau Beaumont ihren Sprachunterricht damit an, daß sie ihre Eleven die Theile der Rede auswendig lernen läßt? Sie erklärt sie nachher,

das ist wahr, und erklärt sie sehr gut, aber das würde ich gelten lassen, wenn ihre Eleven nicht vier bis sechs, sondern zehn bis zwölf Jahre alt wären. — Bey der Erdbeschreibung gefällt mir das nicht, daß der Anfang mit dem Globus und allen Bezeichnungen und Benennungen gemacht wird, die eigentlich in die mathematische Geographie gehören; übrigens aber sind die kleinen Kunstgriffe, wodurch sie die Vorstellungen lebhaft zu machen und die Aufmerksamkeit zu erhalten weiß, sehr nachahmenswerth.

Wie es scheint, so hat Frau Beaumont die Anlage zu einer Reihe von Theilen gemacht, aus welchen ihr Mentor bestehen soll. Der hauptsächlichste Nutzen, den man sich von diesem Buche versprechen kann, ist die Methode; und freylich kommt auf dieselbe bey der Erziehung fast alles an. Nur sollte der Uebersetzer dafür sorgen, daß er mit der Methode nicht zugleich Irrthümer verbreitete.

XXIX.

Historische Aufsätze für die Jugend, aus den berühmtesten Schriftstellern gezogen. Aus dem Englischen. Leipz. 1773. 581 S. 8.

Die Brauchbarkeit der Geschichte zur Bestreitung mancher Vorurtheile und zur Bildung des Menschen ist unläugbar; aber wir haben die Vortheile, die wir dadurch erlangen könnten, bisher wenig genutzt. Unsre Biographen fangen allmählig an, die Bahn zu brechen. Auch haben wir schon verschiedene sehr gute Sammlungen aus der biblischen Geschichte, die besonders der Jugend gewidmet sind. Es wäre zu wünschen, daß Männer, die Kenntniß und Geschmack besitzen — denn andere würden wir wohl verbitten — nun auch die Mühe über sich nehmen möchten, zum Besten der Jugend eine Auswahl der merkwürdigsten und lehrreichsten Begebenheiten aus allen Zeiten und Ländern, besonders aber aus der deutschen Geschichte, wo es noch am meisten fehlt, und die uns doch am stärksten interessirt, anzustellen, und unsern jungen Lesern zum Geschenk zu machen. Bis dahin müssen wir uns mit Uebersetzungen begnügen.

Die historischen Aufsätze, welche wir jetzt ankündigen, bestehen aus sechzig kleinen Abschnitten, über allerhand zur Geschichte gehörige Materien, und sind nicht blos Jünglingen, sondern auch allen Freunden einer lehrreichen Lectur zu empfehlen.

Die

Die römische und griechische so wohl als die neuere Geschichte haben den Stoff dazu geliefert. Der Verf. zeigt allenthalben die Quellen an, woraus er seine Erzählungen hergenommen hat. Ein paar mal ist Voltaire sein Gewährsmann; öfter aber sind es Tacitus, Thucydides, Livius, und am öftersten der vortreffliche Robertson.

Zuweilen, und besonders gegen das Ende des Buchs kommen auch theoretische Abhandlungen vor, die eine Beziehung auf die Politik haben: z. B. vom Ursprunge und den natürlichen Veränderungen der bürgerlichen Regierung; von den verschiedenen Regimentsverfassungen; von dem natürlichen Untergange vermischter Regierungsarten; von der Verfeinerung der Sitten in Europa; und andere mehr: die besten darunter sind diejenigen, welche der Verf. aus dem Polybius, und aus dem Ferguson genommen hat; andere sind unvollständig und noch andere beziehen sich blos auf die englische Staatsverfassung, dafür wir lieber ähnliche deutsche Materien so behandelt zu lesen wünschen möchten, daß sie zu einer unterhaltenden Lectur dienen könnten.

Aus-

Ausländische Litteratur.

1. Frankreich.

L'Esprit de Leibnitz, ou Recueil de pensées choisies sur la Religion, la Morale, l'Histoire, la Philosophie, extraites de toutes ses Oeuvres Latines & Françoises. à Lyon. 2 Vol. 12. Wer von dem Leben des unsterblichen Leibnitz und von seinen Unterscheidungslehren eine historische Nachricht haben will, der wird in diesen Blättern, welche l'Emery, Verfasser der Philosophie zu Lyon, herausgegeben hat, Befriedigung finden; wer ihn aber studiren will, der muß ihn in den Werken suchen, die du Tens und Raspe herausgegeben haben.

Le Philosophe du Valais, ou Correspondence Philosophique avec des Observations de l'Editeur. à Amsterd. 2 Vol. 12. Die Absicht des Verf. ist, den heutigen Unglauben zu bestreiten. Die Gedanken sind gut; aber der Briefstil macht den Ausdruck etwas weitläuftig.

Choix de Philosophie Morale propre à former l'Esprit & les Mœurs; par l'Auteur du Choix varié de Poesies. à Avignon. 2 Part. 12. Unter verschiedenen interessanten Stücken, die diese Sammlung enthält, z. E. über die Erdichtung, von Borde, über den Ehestand, von Burlamaqui, und so weiter, sind auch andere von geringerer Wichtigkeit eingeschlichen.

Histoire générale des Philosophes modernes; contenant la vie & les decouvertes des plus célebres métaphysiciens, moralistes, législateurs, restaurateurs de la Philosophie, mathématiciens, physiciens, chymistes, cosmologistes & naturalistes, qui ont fleuri depuis la renaissance des lettres jusqu' à nos jours; avec leurs portraits. Par Mr. Saverien. 8 Vol. 4. und eine andere Ausgabe in 12. Wir haben von eben diesem Verf. schon die Histoire des philosophes anciens; und die nunmehr erschienene Geschichte der neuern Philosophen (in dem weitesten Verstande des Worts,) kann als das Gegenbild der alten angesehen werden. Es ist die vortrefflichste Gallerie für ein betrachtendes Auge. Schade, daß es den Nachrichten zuweilen an Zuverläßigkeit fehlt!

Bibliotheques françoises de la Croix du maine & du Verdier; Nouvelle Edition — augmentée d'un Discours sur le progrès des lettres en France — par Mr. Rigoley de Juvigny. 3 Tom. Die beyden Bibliotheken, welche Rigoley wieder herausgiebt, enthalten sehr vollständige Verzeichnisse aller bis zum Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts in Frankreich geschriebenen Werke, nebst Urtheilen darüber, und Nachrichten von dem Leben ihrer Verfasser. Zur Kenntniß der ältern französischen Litteratur sind sie nothwendig. Der Herausgeber hat nicht allein wichtige Anmerkungen hinzugefügt, sondern auch in der vorangesetzten Abhandlung eine genaue und richtige Geschichte von den Schicksalen

und

und Revolutionen der Wissenschaften in Frankreich seit den ältesten Zeiten geliefert.

Les trois Siècles de notre Littérature, ou Tableau de l'Esprit de nos Ecrivains depuis François I jusqu' en 1772 par ordre alphabétique. 3 Vol. 8. Die scharfen Ausfälle, welche der Verfasser dieser Schrift, Abbe Sabatier, auf verschiedene seiner Zeitgenossen gethan hat, haben ihm viele Feinde gemacht; besonders hat ihn ein Ungenannter in der Addition à l'ouvrage intitulé: les trois siècles, heftig angegriffen, und selbst Schimpfwörter nicht gespart. Andere hingegen haben ihn in den Himmel erhoben. Vielleicht verdiente er beydes nicht. C'est tout comme ici, sagt der Mann im Monde.

Eloges des Académiciens de l'Academie roïale des Sciences, morts depuis 1666 jusqu'en 1699 par le Marquis de Condorcet, à Paris 1773. Daß Fontenelle, und nach seinem Beyspiel, Mairan und Fouchy, die Geschichte der in diesem Jahrhundert verstorbenen Glieder der Pariser Akademie beschrieben haben, ist bekannt. Der Marquis de C. holt das nach, was vor ihnen geblieben war, und sucht auch im Stil dem Fontenelle ähnlich zu werden. Er liefert nicht allein ein Verzeichniß von allen Gliedern dieser Akademie seit ihrer Stiftung, sondern auch eilf ausführliche Lebensbeschreibungen von den berühmtesten unter ihnen. Für Ausländer möchten darunter die interessantesten wohl die von Picard, Perrault und Huyghens seyn.

Eloge de Racine, par M. de la Harpe. à Amst. qq. p. 8. Ein sehr lebhafter Stil, und eine schöne Zergliederung der vornehmsten Trauerspiele des Racine; aber zu viel Prädilection für seinen Dichter auf Kosten der Alten, imgleichen des Corneille und Shakespear.

Oeuvres de M. Thomas de l'Academie Françoise. 4 Vol. 8. Die beyden ersten Bände enthalten eine neu ausgearbeitete Theorie und Geschichte der Elogen, welches Wort der Verf. so weit ausdehnt, daß er auch Hymnen und Bardenlieder, und alles, was je in allen Nationen als Lobschrift oder Lobrede in Poesie und Prose aufgezeichnet worden ist, dahin rechnet. Ueber diesen Gebrauch des Worts wollen wir nicht critisiren. Die Materie ist gelehrt und vollständig ausgeführt, und wir behalten uns einen weitläuftigern Auszug derselben in einem folgenden Stücke vor. Von den Lobreden, die in den beyden letzten Bänden enthalten sind, dürfen wir wohl nichts erwähnen, da sie zum Theil auch schon in Uebersetzungen einen allgemeinen Beyfall unter uns erhalten haben. Was muß man aber denken, wenn geborne Pariser von diesem Mann, der ihrer Nation wirklich Ehre macht, versichern, er stehe in Paris in keinem Ansehen, und das darum, weil er — zu gelehrt sey.

Apollonii Sophistae Lexicon graecum Iliadis et Odysseae, primum e Codice Mf. Sangermanensi in lucem vindicavit Jo. Bapt. Casparus d'Anse de Villoison, cum prolegomenis. Accedunt Phi-

Philemonis Grammatici fragmenta, tertii Iliados libri Paraphrasis graeca &c. Lutet. Paris. 1773. 2 Vol. 4. Die Ausgabe dieses Lexicons, davon das Manuscript sich jetzt in der Bibliothek der Abtey zu St. Germain befindet, muß den Liebhabern des Homers schon an sich angenehm seyn, und hat durch den kritischen Fleiß des Herausgebers noch einen vermehrten Werth bekommen.

Essai sur Pindare, contenant une traduction de quelques odes de ce poëte, avec une analyse raisonnée & des notes; le tout précédé d'un discours sur Pindare, & sur la vraïe maniere de le traduire. Par Mr. Vauvilliers. Den Pindar zu übersetzen, ins Französische zu übersetzen, möchte wohl übel angewandte Mühe seyn. Aber der Verf. hat seinen Dichter studirt, hat ihn verstanden, und an manchen Orten glücklich gerettet. Hätte er ihn nur nicht zugleich durchwässert!

Museum Schœpflini. Recenset Jer. Jac. Oberlin, Argentor. 1773. Von der Beschreibung des Cabinets, welches der berühmte Schöpflin hinterlassen hat, ist der erste Theil völlig heraus, und enthält in drey Lagen das Lapidarium, Marmorarium und Vasarium, die zusammen ein Alphabet ausmachen, durch wohlgerathene Kupferstiche und Holzschnitte erläutert sind, und von des Verfassers Fleiß und Kenntniß zeugen. Der zweyte Theil wird die Medaillen und geschnittenen Steine liefern.

Chefs d'œuvre dramatiques, ou Recueil des meilleures pieces du theatre françois, tragique,

comique & lyrique, avec des discours préliminaires sur les trois genres, & des remarques sur la langue & le gout. Par Mr. Marmontel. à Paris 1773. 4. Wie weit diese Sammlung gehen wird, hat der Herausgeber nicht bestimmt; er scheint aber seinen Plan so angelegt zu haben, daß sie zugleich eine Geschichte des Theaters werden kann. Die beygefügten Abhandlungen sind nicht von Bedeutung. Das System der dramatischen Poesie wird ganz auf das Principium der Nachahmung gebauet, und die Gedanken über die Tragödie insbesondere sind schon aus der Dichtkunst des Verf. bekannt.

L'Etude de la Nature, Epitre par Mr. M. Ein artiges poetisches Schreiben, worinn der Dichter Gedanken über die Mineralien, Vegetabilien, und aus dem Thierreich über die Insekten, Vögel und Fische mit vieler Leichtigkeit und Lebhaftigkeit vorträgt. Verschiedene hinzugefügte Anmerkungen entdecken seine Bekanntschaft mit der Physik.

Le Temple de Gnide, Poëme imité de Montesquieu. Par Mr. Leonard.; und le Temple de Gnide mis en vers, par M. Colardeau. Der Tempel zu Gnidus war das erste jugendliche Werk des Hrn. von Montesquieu, und es fehlt demselben nicht an eigenthümlichen Schönheiten. Aber es mußte immer verlieren, wenn seine poetische Prose in Reime umgeschaffen wurde. Und doch haben zwey Dichter darum gewetteifert.

Fables.

Fables. Par Mr. Boisard. à Paris 1773. 8. Der Dichter tritt in die Fußstapfen des Lafontaine, bleibt zuweilen sehr weit zurück, zuweilen nähert er sich ihm aber auch. Z. B. in der Fabel, le cheval, le bœuf, le mouton & l'âne. Sie gehen insgesammt auf einer magern Weide, die an einen fetten Anger gränzt. Auf diesen wollen sie einen Angriff thun, werden aber von dem Wächter zurückgetrieben. Nur der Esel läßt sich nicht abschrecken. Ohngeachtet aller Prügel springt er hinein, und stillet seinen Hunger:

Ses discrets compagnons le poursuivoient
envain
De leurs regards jaloux: amis, dit le roussin,
Voila comme l'on fait fortune.

Sargines, Nouvelle par Mr. d'Arnaud; Zénothémis, Anecdote Marseilloise, par le même. Die angenehmen Erzählungen des Verf. sind zu bekannt, als daß sie weitere Empfehlung gebrauchten. Sargines ist aus den Ritterzeiten genommen, und giebt ein schönes Bild der damaligen nicht so ganz thörichten Denkungsart. Zenothemis, davon die Anlage in dem Lucianischen Dialoge Toxaris, zu suchen ist, enthält ein Beyspiel von den Reizen und der Stärke wahrer Freundschaft. Beyde Stücke gehören in die Sammlung des Verfassers, les epreuves du sentiment.

Histoire des modes françoises. 2 Vol. 12. Die Geschichte der Bärte, und des Kopfputzes durch Jahrtausende nachzusuchen, bleibt freylich

immer ein kleinfügiges Unternehmen; aber sie durchzublättern, wenn sie einmal geschrieben war, ist nicht ganz verwerflich. Auch daher kann der Philosoph die Menschen kennen lernen. Sie haben zu allen Zeiten gleich gedacht.

2. Italien.

Die Nuova Raccolta d' opuscoli scientifici et filologici, welche in Venedig herauskommt, ist jetzt zu drey und zwanzig Bänden angewachsen. Sie enthält Aufsätze von verschiedenen Verfassern, aus der Physik, Mathematik, Philosophie, den Alterthümern, der Gelehrten-Geschichte, darunter manches gute angetroffen wird; aber freylich sind sie nicht alle von gleichem Werthe.

Der Graf **Gorani**, ein Mailänder, hat Imposte secondo l' ordine della natura herausgegeben, wodurch er den Italienern eben den Dienst thut, welchen Iselin uns durch seinen Versuch über die gesellige Ordnung geleistet hat. Beyde bemühen sich, das sibyllinische System der französischen Physiokraten dem gemeinen Menschenverstande faßlicher zu machen. Sie gehen zwar auf verschiedenen Wegen. Der Deutsche schreibt zusammenhängender und synthetisch; der Italiener läßt sich mehr ins Detail ein, und verfährt nach der analytischen Methode; aber zuletzt kommen sie doch beyde an ein Ziel. Keine Auflage ist dem Staate vortheilhaft, als diejenige, die von dem reinen

Gewinnst

Gewinnst des Ertrags der Ländereyen und natürlichen Producte genommen wird; dies ist der große Grundsatz der Physiokraten. Der Graf beweiset ihn, indem er alle Arten der Auflagen durchgeht, z. B. die Gabellen, worunter man eigentlich die Monopolien der Fürsten verstehen muß; die Kopf- und Häusersteuren; die Auflagen auf die sterile Klasse, das ist, diejenige, welche die natürlichen Producte nicht hervorbringt, sondern verarbeitet; auf die Handlung, u. s. w. Alles dies sind indirecte Auflagen, die den Anbau der natürlichen Producte hemmen, und am Ende, obgleich durch mancherley Umwege, doch insgesammt von diesen Producten bezahlt werden müssen. Der Graf hat den Schaden dieser Auflagen mit vieler Beredtsamkeit und Wärme gezeigt; aber das Principium des reinen Gewinnstes selbst scheint Iselin besser entwickelt zu haben.

Zu Modena schreibt der berühmte ehemalige Jesuit, und herzogliche Bibliothekar, Tiraboschi, eine Storia della Litteratura Italiana, die etwa acht Quartbände stark werden könnte. In dem ersten handelt er von der Litteratur der Hetrurier, der italienischen Griechen, und der Römer bis auf die Zeiten des August. Der Ursprung der Wissenschaften unter diesen Völkern, der Gang, den sie nahmen, die Beförderungsmittel und Hindernisse werden von ihm mit Genauigkeit und Scharfsinn untersucht. Auch sind von den besten Schriftstellern und ihrem Charakter die nöthigen Nachrichten beygefügt.

Der Ritter Antonio Planelli hat zu Neapel einen Tractat: dell' Opera in Musica drucken lassen, welcher der bekannten Abhandlung über eben diese Materie von Algarotti zur Seite gesetzt werden kann. Zuerst die Geschichte dieses Schauspiels. Man kannte es in Italien schon im dreyzehnten Jahrhunderte; im sechzehnten gaben ihm Perusi und besonders Rinuci die Form, die es noch jetzt hat; den guten Geschmack führten erst Zeno und Metastasio in dasselbe ein. Darauf von der Oper selbst. Die Poesie derselben, und der Unterschied zwischen diesem Drama und dem Trauerspiel. Die Musik des Theaters; wobey ein Schreiben des Ritters Gluck über die expressive, malerische und pathetische Musik eingeschaltet ist. Die Aussprache und Action; die Decorationen; der Tanz, worinn man in Italien noch zurückbleibt. — Der Ritter eifert mit Recht wider den unnatürlichen Gebrauch der Castraten. Aber daß er überhaupt keine Actrice auf dem Theater leiden will, darinn möchte er doch wohl zu weit gehen. — Die Aesthetik, die bey uns blos Theorie, und zuweilen sehr transcendente Theorie ist, wird bey ihm ganz praktisch. Er versteht dadurch die Kunst, die Sinne angenehm zu rühren, und stellt bey der Gelegenheit im ersten Abschnitt philosophische Untersuchungen über die Natur des Vergnügens an.

Des Giovanno Paolo Ricoli Opuscoli postumi, die zu Turin herausgekommen sind, enthalten eine Uebersetzung in freyen italienischen Versen

sen von Popens Versuch über die Critik; eine Dissertation über die Anthologie; eine Abhandlung über den Menander, und die Fragmente seiner Comödien, und die Batrachomyomachie, welche dem Homer zugeschrieben wird, in lateinischen und italienischen Versen.

In den zu Livorno gedruckten Idee sull' indole del piacere behauptet der ungenannte Verfasser, theils daß alles Vergnügen eine schnelle Endigung des Schmerzes sey; ein Gedanke, der zwar bey einigen Arten des Vergnügens gegründet ist, der auch alsdenn noch allgemeiner gilt, wenn man, wider den Sprachgebrauch, eine jede Begierde für eine Art von Schmerz halten will, der aber doch nie als ganz allgemein angenommen werden kann, und auch von Locke, der ihn ehemals vortrug, nicht so genommen worden ist. Theils will er darthun, daß bey einem jeden Individuum die Summe der schmerzhaften Empfindungen größer ist, als die Summe der angenehmen; eine Meynung, die schon Maupertuis behauptet hat, die aber so wohl aus Gründen, als aus Erfahrungen widerlegt werden kann.

---

3. England.

Unter den englischen Wörterbüchern nimmt Samuel Johnsons Dictionary of the English langage einen vorzüglichen Platz ein. Der Verf. hat dasselbe mit einer Geschichte der Sprache und einer

einer englischen Grammatik vermehrt, und zum vierten male in zwey Bänden in fol. herausgegeben.

Eine sehr schöne Sammlung prosaischer Aufsätze, die nicht allein darauf abzielen, den Geist und das Herz zu bilden, sondern auch die Reinigkeit und Eleganz des Stils zu befördern, sind The Beauties of English prose, being a select Collection of moral, critical and entertaining passages, die in vier Bänden in 8. herausgekommen sind. Der Sammler hat aus mehr als dreyßig der besten englischen Schriftsteller Aufsätze entlehnt; auch hat er die vorzüglichsten periodischen Schriften dieser Nation genutzt, so daß Ausländer dies Werk als eine Chrestomathie gebrauchen können.

Die Londner Societät zur Beförderung der Künste, der Manufacturen und des Handels, hat nach und nach einen großen Vorrath von allerhand ökonomischen und mechanischen Werkzeugen und Maschinen erhalten, welche von ihren Erfindern der Gesellschaft überreicht sind. Die merkwürdigsten darunter hat William Bailey in Kupfer stechen lassen, und eine Beschreibung unter dem Titel: The advancement of arts and manufactures, hinzugefügt.

Ein Verzeichniß von dem Preise der Lebensmittel durch eine Reihe mehrerer Jahre kann bey der innern Staatsverwaltung eines jeden Landes allemal mit Nutzen gebraucht werden. Vollständiger kann nicht leicht eines seyn, als dasjenige, welches in dem Enquiry into the prices of

wheat,

wheat, &c. enthalten ist, worinn man aufs genaueste berechnet findet, was das Getraide aller Arten, das Malz, das Vieh u. s. w. vom Jahr 1000 an bis aufs Jahr 1765 gegolten hat.

Von den verschiedenen Seereisen zur genauen Untersuchung der südlichen Länder, welche seit einigen Jahren, auf Befehl des Königs, von den Commodore Byron, den Capit. Wallis, Carteret und Cooke, und dem Herrn Banks unternommen sind, hat John Hawkesworth eine sehr vollständige Nachricht, mit funfzig Kupfern und Charten von bisher unbekannten Gegenden, drucken lassen: An account of the voyages undertaken by order of his presents Majesty for making discoveries in the southern hemisphere, &c. 3 Bände in 4. Diese Nachrichten sind aus den eigenen Aufsätzen der Reisenden genommen, und von ihnen selbst vorher durchgesehen worden. In London war die Erwartung davon so groß, daß die ganze Auflage gleich am ersten Tage verkauft wurde.

Die neue Auflage von Youngs Werken, welche zugleich das Leben des Verfassers enthält, ist mit dem fünften Bande vollständig geworden: The fifth Volume, which complets the Works of the Autor of the Night Thoughts.

Von den englischen theatralischen Dichtern, Farquhar, Vanbrugh, Otway, Congreve, Dryden, Lillo, Garrick und einigen andern sind diejenigen Stücke, welche den meisten Beyfall erhalten haben, zusammengedruckt erschienen: The

english Theatre, containing 20 Comedies and 20 Tragedies; being the most valuable plays that have bein acted upon the british stage.

Auch haben die Engländer im vorigen Jahre verschiedene deutsche Schriften in ihrer Sprache erhalten, wobey aber die Wahl der Uebersetzer nicht immer gleich gut ausgefallen ist. So würden sie z. B. nicht viel verloren haben, wenn ihnen William Hooper gleich nicht the Elements of universal erudition by Baron Bielfeld geliefert hätte. — Hrn. Wielands Sylvio von Rosalva ist unter dem veränderten Titel: Reason triomphant of Fancy erschienen. — Von des Hrn. von Haller Usong sind zwey Uebersetzungen, und die eine darunter auf Veranlassung der Königinn, herausgekommen. Eben das Buch ist auch ins Holländische übersetzt worden. Es ist doch merkwürdig, daß freye Völker an dem Ideal einer unumschränkten Regierungsform so viel Geschmack finden. Den eigenthümlichen Stil, welchen Herr von Haller in seinen politischen Werken angenommen hat, in eine fremde Sprache überzutragen, dazu gehört mehr als ein gewöhnlicher Uebersetzer; und an der Art von Leuten fehlt es in England und Holland eben so wenig, als in Deutschland.

4. Schwe-

4. Schweden.

Die in Stockholm den 8. Sept. 1771 gestiftete, und den 7. Dec. eröfnete königl. schwedische musikalische Akademie, wovon sich der König selbst den 15. Jul. 1772 zum Protektor erklärt hat, und worinnen auch die beyden Prinzen eingetreten sind, besteht jetzt aus einigen funfzig Mitgliedern, die alle den Flor derselben auf alle Art und Weise befördern.

Den 18. Jan. 1773 ward die erste schwedische große Opera Thetis und Peleus in Stockholm in Gegenwart des ganzen Hofes mit ungemeinem Beyfall aufgeführt. Der Verf. derselben ist Hr. Joh. Willander, die Musik war von dem berühmten italienischen Capellmeister des Königs, Herrn Utini; fürs Theater, die Decorationen und Maschinen hatte Herr Hofintendant Rehn gesorgt. Ueber achtzig Personen wurden in der Action, den Chören und Balleten gebraucht, und selbst Ausländer wunderten sich, die erste schwedische Oper gleich mit einmal zu einer solchen Vollkommenheit gebracht zu sehen. Frau Olin und Hr. C. Stenborg spielten die Hauptrollen fürtrefflich. Am Ende des Jahrs ist eine neue Oper, Orpheus und Euridice aufgeführt, und der Hauptacteur Herr Stenborg bey der Gelegenheit vom Könige und Herzog von Südermanland beschenkt worden.

So wie alles nach der bekannten großen Revolution in Schweden gleichsam neues Leben bekömmt;

so

so ist es auch der schon im Jahr 1753 von der verwittweten Königinn, dieser erhabenen Kennerinn und großmüthigen Freundinn der Wissenschaften und Künste, gestifteten Akademie der schönen Wissenschaften (Vittorhets Academie) ergangen. Sie gab im Jahr 1755 den ersten Theil ihrer Abhandlung in schwedischer Sprache heraus, und man darf nur die Namen ihrer ersten Mitglieder, eines Höpken, Eckeblad, Scheffer, Rudenskiold, Bond, Berch, Ihre, Dalin, wozu als auswärtige Henault und d'Alembert kamen, nennen, um zu wissen, was man sich davon versprechen konnte. In den bald folgenden Jahren, wo die politischen Streitigkeiten die schöne so wie fast alle andre Litteratur zu verdrängen schienen, ruhete diese Akademie gänzlich; aber in hac beatissimi Saeculi luce (wie Tacitus sagt) erwachte auch sie gleichsam wieder. Sie ward auf Befehl ihrer großen Stifterinn und in deren Gegenwart den 25. Jan. 1773. vom Herrn Reichsrath Grafen Carl Friedrich Scheffer, der, weil der bisherige Direktor, der Hr. Reichsrath Graf Höpken, selten gegenwärtig seyn konnte, zum Direktor ernannt war, mit einer Rede eröfnet, welche die Königinn selbst beantwortete, und darauf den Justizcanzler Liliesträle, den Hofmarschall Baron Leyenhufwud, die Kammerräthe Gyllenborg und Botin, und den Sekretair Elers zu Mitgliedern dieser Akademie ernannte. Es wurden auch drey Preise, jeder von einer Medaille von zwanzig Dukaten ausgesetzt, die den 24. Jul. 1774. ausgetheilt werden sollen.

Sie

Sie werden denjenigen zufallen, welche erstlich; in der Poesie die Frage am besten beantworten: Ob Schauspiele in einer Republik zur Verbesserung der Sprache und Sitten nützlich oder schädlich sind? Zweytens, welche in der Beredsamkeit die beste Lobrede auf den Feldherrn Joh. Bauer liefern; und drittens, in der Geschichte, die Anzahl der Menschen in Schweden, vom zwölften Jahrhundert bis itzt, bestimmen, und wie solche ab = und zugenommen habe, nebst den Ursachen davon, am besten untersuchen. Den 25. August hielte diese Akademie ihre jährliche große Versammlung, in welcher eine Abhandlung von Beförderung einer gesunden Litteratur; ein Ehrengedächtniß des verstorbenen Reichsrath Graf Bonde, vom Herrn Kanzleyrath Berch; einige Merkwürdigkeiten betreffend das Privatleben Gustav I. und seine Verdienste ums Vaterland, von dem berühmten Hrn. Cammerrath Botin, eine poetische Uebersetzung der Zaire von Hrn. Lagmann Sotberg, eine Uebersetzung von Plinius Lobrede auf den Trajan von Graf Leyonhufwud verlesen wurden. Die Königinn ernannte auch damals den Hofmarschall Baron Manderström, den Herrn Cammerherr Piper, den Reichshistoriographen Schraberg und den Bibliothekar in Upsala Hrn. Frondin, zu neuen Mitgliedern.

Zu Stockholm ist die Lobrede auf den verstorbenen Landeshauptmann, Baron Tilas, gedruckt, welche der Herr Kanzleyrath Bierchen gehalten hat, und worinnen die Verdienste dieses patrioti-

schen Mitbürgers, und um das Reich, die Bergwissenschaft und Heraldik so verdienten Mannes würdig geschildert werden.

Zu Stockholm hat der berühmte Herr Abt Micheleßi herausgegeben: Lettre à Mgr. Visconti, Archeveque d'Ephese & Nonce Apostolique auprès de L. L. M. M. J. J. R. R. & A. A. sur la revolution arrivée en Suede le 19. Aout 1772. Stockholm. 1773. 172 S. in 8. Eine angenehme und lesenswürdige Schrift, worinnen derselbe mit seiner lebhaften Feder sowohl den Zustand Schwedens vor der Revolution schildert, als auch selbst die wichtigsten Merkwürdigkeiten dieser Revolution, davon er ein Augenzeuge gewesen, beschreibt. Die vornehmsten bey der Gelegenheit gehaltenen Reden des Königs nebst einigen andern Aktenstücken sind beygefügt. Diese Briefe sind in Greifswalde auf 200 S. in 8. aufs neue gedruckt, und mit einer französischen Uebersetzung der neuen Regierungsform, die bey den Micheleßischen Briefen fehlte, versehen worden. Hr. Prof. Möller daselbst hat diese Ausgabe mit einer kurzen Vorrede begleitet. Ebendaselbst ist auch eine deutsche Uebersetzung derselben ans Licht getreten, die den Hrn. Spalding, der itzt als Preußischer Gesandschaftssekretär nach Constantinopel geht, zum Verfasser hat. Die dort eingerückte sehr getreue Uebersetzung der Regierungsform aber hat man ebenfalls dem Herrn Prof. Möller zu danken. Die Reden des Königs hat Hr. Micheleßi auch besonders lateinisch herausgegeben. Sie sind unter dem Titel: Gustavi III

Suecia-

Sueciae Regis orationes e Sueco in latinum conuersae, auf 43 S. in 8. 1772. zu Berlin gedruckt erschienen, und dem itzigen Papst dedicirt. Die Personalien auf den König Adolph Friedrich aber sind von ihm ins Italienische übersetzt worden, wie er dann auch über dessen Tod noch zu Berlin das Gedicht la Bonta geschrieben hat.

Von eben diesem beliebten Schriftsteller rühren auch her, die in schwedischer und französischer Sprache zu Stockholm gedruckte: Pieces concernant l'education du Prince Royal à present Roi de Suede par Son Excell. Mr. le Comte Charles de Scheffer. Stockholm 1773. die mit einer artigen Wendung dem Churfürsten von Trier dedicirt sind. Sie gehören zu den Erziehungsschriften des damaligen Kronprinzen, itzigen Königs von Schweden, davon der so verdiente Herr O. C. R. Büsching einige dem II. Theil seines reichhaltigen Magazins eingerückt hat. Diejenigen, welche wir hier lesen, enthalten die Instruktion, welche der Reichsrath Graf Scheffer den 15. Februar 1757 dem damaligen Hofmeister des Kronprinzen, dem Kanzleyrath Klingenstierna, ertheilt hat; darauf folgt eine kurze Erklärung der schwedischen Reichsgrundgesetze, und zuletzt die Rede des Grafen, als Se. Königl. Hoheit zuerst ihren Sitz im Senat nahmen. Da diese kleine Schrift in Deutschland wenig bekannt geworden ist, so würde uns Herr Büsching ein angenehmes Geschenk machen, wenn er eine Uebersetzung derselben dem nächsten Theil seines Magazins gleichsam als eine Fortsetzung der

erstern einrückte; und wir haben Hoffnung, daß dieses geschehen werde. Alle diese Schriften sind mit vieler Weisheit, Einsicht und Mäßigung geschrieben, und Hr. Micheleßi verdient durch ihre Bekanntmachung allgemeinen Dank. Schade ist es, daß dieser muntre Mann, der sich eine Stelle in der Stockholmer Akademie der Wissenschaften, und in so kurzer Zeit so viel Kenntniß einer ganz fremden Sprache, wie die schwedische war, erworben hatte, und qui Sueciam ut patriam, Gastavum ut numen colebat, den 31. Merz vorigen Jahres, im acht und dreyßigsten Jahr seines Alters zu Stockholm nach einer kurzen Krankheit verstarb.

Auch in Schweden werden jetzt Biographien, so wie in Deutschland, geschrieben. Die letzten, die uns zu Gesichte gekommen, sind das Leben Christiern des Tyrannen. 139 S. in 8. und Friedrich Wilhelm des Großen. 140 S. Der Verf. ist Hr. Mag. Luth in Upsala. Er zeigt Geschicklichkeit zu dergleichen Arbeiten. Bey der letztern Lebensbeschreibung ist er unserm Schroekh zwar oft gefolget, allein doch nicht sclavisch, sondern er ist in einigen Stücken von ihm abgegangen.

Die sämmtlichen poetischen Arbeiten der berühmten Frau Nordenflycht in Schweden, werden jetzt daselbst gesammelt und nächstens im Druck erscheinen.

Von Hrn. Kanzleyrath Lagerbring in Lund schwedischen Reichshistorie ist der zweyte Theil 1773 in Druck erschienen, und nächstens wird auch der dritte die Presse verlassen.

Der

Der Ritter vom Königl. Wasa Orden und Direktor der Schmiede, Hr. Sven Rinman, hat ein mit fürtrefflichen Erfahrungen und Anmerkungen angefülltes Werk in schwedischer Sprache, von 368 S. in 8. herausgegeben, welches den Titel führet: Anleitung zur Kenntniß der Veredlung des gröbern Eisens und des Stahls, nebst deren Verbesserung. Es ist in funfzehn Capitel abgetheilt, und verräth einen Mann, der seiner Materie völlig gewachsen ist.

Der Königl. Bibliothekar und Assessor Herr Giörwel in Stockholm, ein Mann, der sich durch seine unverdrossene Bemühung um die Ausbreitung der Litteratur und des Geschmacks in Schweden, außerordentlich verdient, und durch den Schwedischen Merkur und eine Menge ähnliche Schriften rühmlichst bekannt gemacht hat, ist der Verfasser der seit einigen Jahren mit so vielem Beyfall aufgenommenen allgemeinen Zeitungen, die sich über Staatskunde, Politik, Wissenschaften, Handlung, und so weiter, erstreckten, und auch einige mit vielen Merkwürdigkeiten angefüllte Briefe besonders aus der Litteratur enthielten, welche von schwedischen Gelehrten, die sich auf Reisen in fremden Ländern aufhielten, eingesandt wurden. Diese Blätter waren mit Geschmack, Einsicht und Freymüthigkeit geschrieben. Sie haben zwar itzt von der Hand dieses Verf. aufgehört; allein derselbe hat statt ihrer neulich angefangen, eine Wochenschrift, unter dem Titel: (Samlaren) Der Samler, in schwedischer Sprache herausgeben.

Wir haben nur noch den I. Theil von 128 S. vor uns. Gedichte, als schwedische vom Graf Leyonhufwud, französische von Dorat und la Harpe, lateinische von Aelf und Nicander, ja auch deutsche von Klopstock, Gesner und Gleim, alle in ihrer Originalsprache, allerhand prosaische, moralische, satyrische und andre Stücke, litterarische Nachrichten und dergleichen, machen den Inhalt desselben aus. Auch Uebersetzungen historischer Schriften und Briefe kommen darinnen vor. So lesen wir hier eine schwedische Uebersetzung der historischen Nachricht von den Feyerlichkeiten und Gebräuchen, die in ältern Zeiten beym Antritt der Regierung schwedischer Könige erfordert wurden, welche Herr Professor Möller in Greifswalde bey Gelegenheit der Krönung drucken lassen. Die Uebersetzung ist von Hr. Stechau, Kanzlist im Königl. Antiquitätsarchiv. Auch die ausführlichen Briefe des Hrn. Biörnstahls, Adjuncts der philosophischen Facultät in Upsala, der auf auswärtigen Reisen begriffen ist, aus Rom, von dortigen Antiquitäten, Innschriften, Handschriften, besonders schwedische Sachen betreffend, Beyschriften der Königinn Christina bey verschiedenen Büchern, Medaillen, die Verlassenschaft der Königinn Christina u. s. w. sind angenehm und unterhaltend.

Eben dieser Herr Assessor Giörwel schreibt auch in schwedischer Sprache den historischen und politischen Mercurius, worinnen außer den in ihrem Zusammenhange vorgetragenen Staats-

neuig-

neuigkeiten, besondere Abhandlungen, welche in die Historie und Politik itziger Zeiten einschlagen, vorkommen. Besonders aber macht er sich aufs neue um die Litteratur verdient, da er, nachdem die Lärda tidning des sel. Direktor Salvius, die vom Jahr 1745. an ununterbrochen fortgesetzt worden, aber oft gar zu trocken war, mit Schluß des vorigen Jahrs aufgehört, er mit dem neuen Jahr 1774, angefangen hat, Nya Lärda tidningar, d. i. neue gelehrte Zeitungen, zu schreiben, wovon uns aber nur erst die ersten Blätter zu Gesichte gekommen sind. Der König hat diesem fleißigen Gelehrten auch seine Besoldung neulich mit 1000 Thlr. Kupf. vermehrt, so wie Er dann auch den jährlichen Fond der königl. Bibliothek, der nur 2000 Thlr. Kupf. war, zu 1000 Rthlr. Banco, oder 20000 Thlr. Kupf. erhöhet hat. Auch hat der König dem obengenannten Adjunct der philosoph. Facultät in Upsala, Hr. J. J. Biörnstahl ein ansehnliches Reisegeld bestimmt, um die Türkey und die barbarischen Staaten zu besuchen, und sich vollkommene Fertigkeit in der türkischen Sprache zu erwerben, damit er künftig als Translator in der Königl. Kanzley möge gebraucht werden können.

5. Rußland.

In diesem weitläuftigen, und nur erst seit einem halben Jahrhundert, der Barbarey entrissenen Reiche sind freylich die Kenntnisse meistentheils nur noch auf die höhern Stände, und auf die Haupt-

städte eingeschränkt, aber bey dem allgemeinen Eifer der Großen und Gelehrten, sie zu bearbeiten und zu erweitern, kann eine immer mehrere Verbreitung derselben gewiß erwartet werden.

Ein Verzeichniß von berühmten Schriftstellern dieser Nation finden wir schon in dem siebenten Bande der neuen Bibliothek der schön. W. und K., und unter denselben einen Lomonossov, der um die Geschichte und den Geschmack in Rußland sich noch mehr Verdienste, als er schon hat, gemacht haben würde, wenn er nicht zu früh gestorben wäre; einen Sumarokov, den die Nation als den Stifter des guten Theaters ansieht, und der sich auch in andern Arten der Dichtkunst mit Beyfall gezeigt hat; nebst verschiedenen andern Gelehrten, worunter Personen vom ersten Range sind, die sich theils durch eigne Werke, theils durch Uebersetzungen um die Ausbreitung der Wissenschaften und Künste rühmlich verdient gemacht haben.

Der bescheidene Herausgeber der Leipziger Bibliothek gesteht es selbst, daß er das ihm mitgetheilte Verzeichniß nicht für vollständig halte; es können ihn also auch die Vorwürfe nicht treffen, die ihm darüber von Russen gemacht worden sind. Besonders hat der Translateur Nowikow daher Gelegenheit genommen, in russischer Sprache einen Versuch eines historischen Lexicons russischer Schriftsteller, Petersb. 1772. 264 S. 8. herauszugeben, dasselbe ist freylich ausführlicher, und geht bis in die ältesten Zeiten hinauf. Ganz fehlerfrey

lerfrey möchte es wohl nicht seyn, aber es bleibt immer ein nützlicher Beytrag zur Litterargeschichte dieses Volks.

Die vorzügliche Aufmerksamkeit, welche die Kaiserinn den Wissenschaften widmet, und die thätige Unterstützung, womit sie den Wachsthum derselben befördert, werden bey der Nachwelt ein entscheidendes Denkmaal ihrer Größe seyn. Unter vielen andern Beweisen gehören dahin besonders die berühmten Expeditionen, welche die Akademie zu Petersburg auf Befehl der Monarchinn veranstaltet hat. Die erste Veranlassung dazu gab der Durchgang der Venus im Jahr 1769, zu dessen Beobachtung die Kaiserinn Verordnungen ergehen ließ, durch welche das übrige Europa zuerst auf diese Erscheinung aufmerksam gemacht wurde. Verschiedene Gelehrte wurden in fünf Abtheilungen in die entferntesten Gegenden des weiten russischen Reichs gesandt, und erhielten die genauesten Instructionen nicht nur zur Beobachtung der Venus, sondern auch zur Untersuchung der Länder und Gegenden, durch welche sie reiseten, um durch ihre Bemerkungen sowohl die Geographie von Rußland zu berichtigen, als auch die Naturgeschichte überhaupt zu bereichern. Diese fünf Expeditionen haben verschiedene Jahre fortgedauret, und zum Theil unlängst erst aufgehört. Zur Bestreitung der darauf zu verwendenden großen Kosten hat die Kaiserinn die ansehnlichsten Summen auszahlen lassen; und das Publikum hat schon angefangen, die Früchte davon in den lesenswürdigen Nachrichten, welche

die Herren Gmelin und Pallas von ihren Reisen herausgegeben haben, zu genießen.

Unter dem Schutze der Kaiserinn arbeiten verschiedene Gesellschaften an der Beförderung gemeinnütziger Kenntnisse. Dahin gehört z. B. die anfangs unter sich verbundene, hernach aber von der Monarchinn bestätigte freye ökonomische Gesellschaft in Petersburg, zur Aufmunterung des Ackerbaues und der Hauswirthschaft in Rußland. Von den Abhandlungen derselben ist der zweyte Theil, Riega 1773. 318 S. herausgekommen.

In Moskau wurde im Jahr 1771 von der dortigen Universität eine freye russische Gesellschaft errichtet, welche die Absicht hat, durch Ausgabe nützlicher theils poetischer, theils prosaischer Abhandlungen auszubessern und zu bereichern. Gegenwärtig ist ihre vornehmste Arbeit ein russisches alphabetisches Wörterbuch, in dem die Bedeutungen eines jeden Worts in russischer Sprache bestimmt werden, ohne eine Uebersetzung hinzuzufügen.

An der Ausbildung der russischen Sprache wird überhaupt sehr gearbeitet. Unter andern hat der Translateur Wasily Swjetow, im Jahr 1773 zu Petersburg, bey der Akademie der Wissenschaften herausgegeben: Versuch einer neuen russischen Rechtschreibung, gegründet auf die Regeln der russischen Grammatik, und die besten Beyspiele russischer Schriftsteller.

Auch hat der obengenannte Nowikow im vorigen Jahre eine Monatsschrift in russischer Sprache

unter

unter dem Titel: Alte russische Bibliothek, angefangen, welche als ein guter Beytrag zu Rußlands alter Litteratur und Geschichte anzusehen ist.

Ausländer finden von der russischen Gelehrsamkeit die letzten Nachrichten in der periodischen Schrift, welche der Inspector des Gymnasiums zu Petersburg, Hr. Bacmeister seit zwey Jahren herausgiebt: Russische Bibliothek zur Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Litteratur in Rußland.

Nachrichten.

Am 26. Jenner verlor die Universität Frankfurt einen ihrer fleißigsten und berühmtesten Lehrer, den Hrn. Joh. Gottl. Töllner. Er war am 9. Dec. 1724. zu Charlottenburg geboren, wurde im Jahr 1748 Feldpred. bey dem Regiment des Feldmarschalls, Grafen v. Schwerin, erhielt im Jahr 1756 die außerordentliche Lehrstelle der Theologie, und im Jahr 1760 die ordentliche Professur der Philosophie. Eine ausführlichere Lebensbeschreibung dieses verdienten Gelehrten wird noch in dieser Messe aus der Feder seines Halbbruders, des geschickten Hrn. Prozzen, Feldpred. bey dem ehemaligen Schwerinischen, jetzt von Diringshofenschen in Frankfurt stehenden Regiment, erscheinen.

An die Stelle des sel. D. Töllner ist Hr. Consistorialrath Steinbart, Direktor des Waisenhauses und Pädagogiums zu Züllichau, zum Prof. Ord. Philos. und extraord. Theologiae ernannt worden.

Auch hat der Doktor der Medicin, Hr. Clemens August von Steinhauß eine außerordentliche Lehrstelle in der Medicin erhalten.

Herr

Herr L. W. Dohm hat auf einem Bogen eine vorgängige Nachricht von dem jetzo vollendeten Elementar-Werke des Hrn. Basedow drucken lassen. Zufolge derselben hat Hr. B. die Urtheile seiner Freunde und des Publikums angewandt, um dennoch die Theile des Elementarbuchs, davon seit einigen Jahren schon drey Stücke erschienen sind, völlig umzuarbeiten. Das ganze Werk wird aus fünf Bänden deutschem Text bestehen, davon vier das Elementarbuch, und der fünfte das Methodenbuch enthalten. Eben so stark wird auch die lateinische, und die französiche Uebersetzung werden. Noch ist denselben eine Sammlung von 100 Kupfertafeln beygefügt. Die Pränumeranten bezahlen für die Theile des Elementarwerks, in so fern sie durch die neue Ausgabe weniger brauchbar geworden sind, nur den halben Ladenpreis. Das ganze nun umgearbeitete Werk möchte etwa, ohne die Uebersetzungen, 15 Rthlr., und mit derselben 25 Rthlr. zu stehen kommen. Hr. Dohm kündigt, im Namen des Verf., auf dieses neue Werk eine Subscription an, die bis an das Ende dieses Jahrs offen steht, und nebst der Kupfersammlung entweder auf die Texte aller drey Sprachen, oder auch nur einer einzigen gerichtet werden kann: Er zweifelt um so viel weniger an einer hinlänglichen Anzahl von Liebhabern, der das ganze Werk, nach der Absicht seines Verfassers, als eine vollständige Schulbibliothek von der ersten Kindheit an bis zu den akademischen Jahren hinreichen soll. In Frankfurt nimmt der Rector der reformirten Schule, Hr. Schickedanz, die Subscriptionen entgegen.